# Jakob Boßhart

# Zwei Erzählungen

ausgewählt
und eingeleitet
von

**HARTWIG JESS**

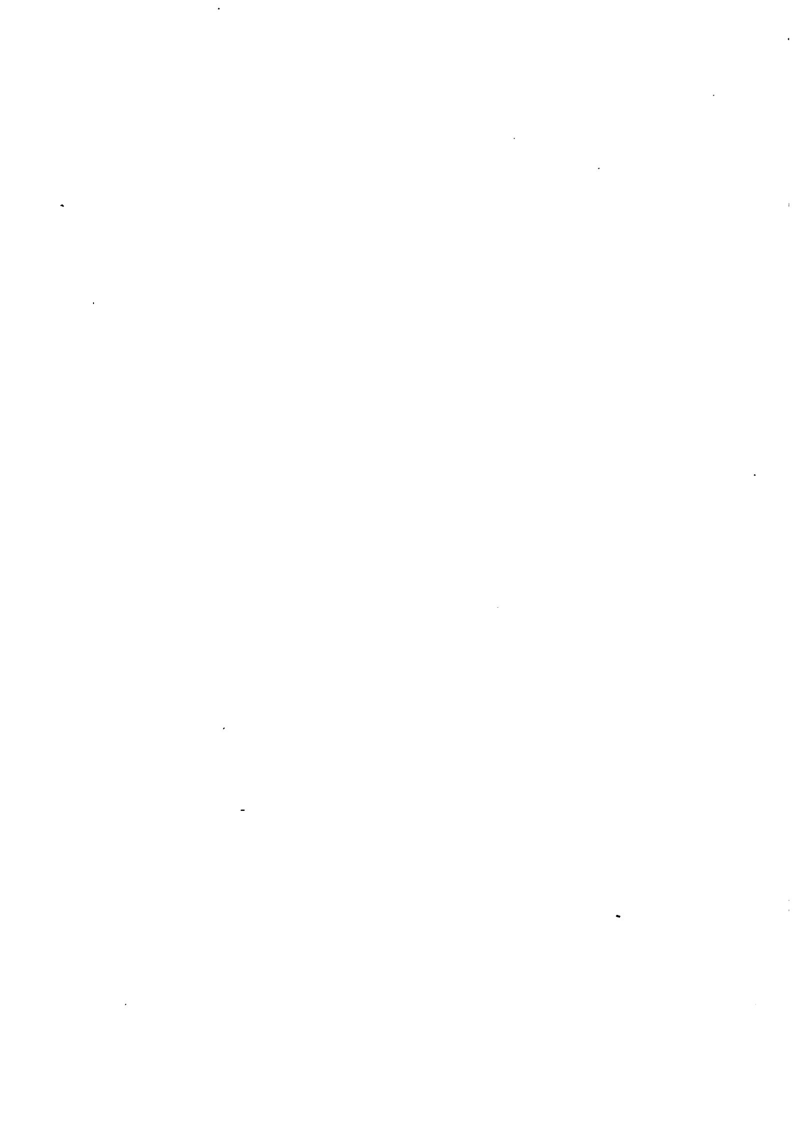




Leipzig
Haessel-Verlag


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben



JAKOB BOSSHART

# Zwei Erzählungen

Ausgewählt und
eingeleitet von
Hartwig Jeß



H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1922

# Inhalt

# Einleitung

Die „große Form“ der Dichtung im 19. Jahrhundert ist der Roman, nicht, wie im 18., das Drama. Dieses erreicht zwar in Friedrich Hebbel und Henrik Ibsen noch einmal zwei Höhepunkte, aber es sind Gebirgsstöcke, die in ihrem inneren Bau schon eine Verwitterung zeigen, die den Verfall ahnen läßt. Hebbel steht auf der Grenzscheide. Einerseits ist die Hegelsche Philosophie stark genug in ihm, um seinen Gestalten Bindung und weltanschaulichen Hintergrund zu geben, der auf ewige Zusammenhänge hinweist. Andrerseits aber beginnt hier der Psychologismus, der die Rechte und Ansprüche, und damit die Nöte des einzelnen in grelle Beleuchtung rückt, seine auflösende Wirkung: er zwingt zur Analyse, und die Analyse endet mit einem Fragezeichen. Dieser Zustand ist bei Ibsen offenbar. Seine Menschen sind Atome, nichts hält sie zusammen als bestenfalls die Sehnsucht nach einer neuen Synthese; aber diese Sehnsucht wird niedergehalten durch eine Skepsis, die unbarmherzig an die Erde fesselt und die Flugkraft lähmt.

Schon Goethes Faust mit seiner doppelten Lösung des Problems läßt die Krisis erkennen. Wenn Faust zur Erkenntnis kommt, es sei Aufgabe des Menschen, auf dieser Erde zu wirken, so stimmt Goethe hier ganz

und gar mit der Grundrichtung des 19. Jahrhunderts überein, die, kurz gesagt, auf die Eroberung der Wirklichkeit ausgeht. Daß dagegen die Lösung des Faustproblems im Sinne einer Weltanschauung, die Diesseits und Jenseits notwendig verbindet, künstlerisch und tatsächlich nicht erreicht wird, liegt auf der Hand. Der letzte Akt ist mehr, in Anlehnung an herkömmliche Vorstellungen, ein souveränes Spiel, als Gestaltung einer die Zeit erfüllenden Anschauung. Eben dies aber war Sinn und Bedeutung des „großen Dramas": es wurzelt im Mythos, in der Idee. Der Roman aber nährt sich von der Wirklichkeit, und einer Zeit, die, in entschiedener Ablehnung alles „Jenseitigen", ihre ganze Kraft dem „Diesseits" zuwendet, ist der Roman die angemessene Kunstform, denn nur sie erlaubt es, diese Wirklichkeit in ihrer ganzen Breite nicht nur darzustellen, sondern — in bestimmten Fällen — sie geradezu zu entdecken. Man braucht nur den Namen Dostojewski zu nennen, um diese Entwicklung in ihrem Gesamtverlauf anzudeuten.

Neben den Roman aber tritt die Novelle: sie hat ihre klassische Zeit im 19. Jahrhundert. Theodor Storm erhebt sie in aller Form zur „Schwester des Dramas", „die tiefsten Probleme des Menschenlebens" soll sie behandeln, „sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst". Paul Heyse entwickelt eine ähnliche Theorie. Die beiden größten Meister der Novelle aber schenkt uns die Schweiz mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, beide auch — das ist bezeichnend — von entscheidender Bedeutung in der Geschichte des Romans. Als dritter

zu ihnen gesellt sich Jeremias Gotthelf, der noch am ehesten als Vertreter einer besonders schweizerischen Dichtung angesehen werden darf. C. F. Meyers Stärke und Bedeutung liegt in der historischen Novelle. Er ist Plastiker, Kellers etwas boshafte Bemerkung, er schreibe Brokat, trifft nicht das Wesentliche. Meyer stellt eine so einzigartige Erscheinung dar, seine erlesene Kunst, von der oder jener Seite betrachtet, bietet einer gerechten Würdigung solche Schwierigkeiten, daß Mißverständnisse nur zu begreiflich sind. Keller kommt in seiner sinnlichen Fülle und seiner geistigen Höhe nach Goethe am nächsten. Der „Grüne Heinrich" ist ein Bildungsroman großen Stils, die Novellen in ihrer köstlichen Frische und Reife, in ihrer Wärme und Klarheit, in ihrem überlegenen, manchmal auch wohl bissigen Humor sind unverlierbares Gut der deutschen Literatur.

Die ruhmvolle Überlieferung hat seitdem in der Schweiz keine Unterbrechung erfahren. Immer neue Erzähler tauchen auf, sie reihen sich aneinander wie die Gipfel der Alpenkette, bald höher, bald niedriger, und es gehört schon eine tüchtige Wanderung dazu, sie alle zu besuchen, ihre Art und Aussicht zu beschreiben. Verweilen wir heute bei einem von ihnen, der, bisher weniger bekannt, mehr und mehr genannt zu werden beginnt und verdient, bei Jakob Boßhart.

Sein erster Novellenband erschien im Jahre 1898. Die darin enthaltene Erstlingserzählung „Wenn's lenzt" verwertet Kindheiterinnerungen, hier auch schildert uns der Dichter seine Heimat. Auf dem Hofe Stürzikon, zur Kirchgemeinde Embrach gehörig, wurde

Boßhart am 7. August 1862 als Sohn „geplagter, aber aufstrebender Bauersleute" geboren. „Das Gehöft besteht nur aus ein paar Häusern, um die sich ein dichter Obstbaumwald schließt und ängstlich darüber wacht, daß keines sich zu weit vom andern entfernt. Solcher Höfe gibt es in jener Gegend etwa zwanzig; sie liegen, wie von einem Sturm hingefegt, zerstreut auf den Hügeln und in den Tälchen, so daß eine starke Stimme von einem zum andern dringt. Alle zusammen bilden ein Gemeinwesen, das man die Hofgemeinde nennt; das Dorf mit der Kirche ist drunten im Tal, etwa eine Stunde entfernt, und nur wenn der Wind gut gelaunt ist, trägt er das Glockengeläute hinauf zu der zersprengten Häuserherde der Höfe."

In dieser Einsamkeit wurde der Knabe groß und verwuchs ganz mit dem Boden, weniger mit der bäuerlichen Tätigkeit, die er gern den drei älteren Geschwistern überließ. Dagegen durfte er sich auf weiten Streifereien durch Wald und Feld ergehen, früh regte sich seine Phantasie, schon mit neun oder zehn Jahren erzählte er seinen Geschwistern vorm Einschlafen selbsterfundene, lang ausgesponnene Geschichten. Aber auch zur Grübelei neigte er, das Problem des Todes und religiöse Fragen peinigten ihn, es drängt ihn zur Aufklärung, und so setzte er es durch, daß er nach Erledigung der Primarschule vom 12. bis zum 15. Jahr die Sekundarschule in dem eine Stunde von Stürzikon entfernten Bassersdorf besuchen durfte. Hier nahm sich der Pfarrer seiner an, er gab ihm lateinischen Unterricht und wollte ihn für den geistlichen Beruf gewinnen. Jakob aber, dessen religiöse Anschauungen damals

eine starke Krisis durchmachten, konnte sich mit der Theologie nicht befreunden, gern wäre er Arzt geworden, doch das Studium war für den Vater, der noch vier andre Kinder zu versorgen hatte, zu kostspielig; so entschloß er sich, um sich den Weg zu höherer Bildung zu bahnen, in das Lehrerseminar zu Küsnacht einzutreten.

Hier verbrachte der jugendliche Boßhart vier Jahre. Anfangs fühlte er sich auf der Anstalt, die ihre Zöglinge mit Unterrichtsstunden überlastete, nicht wohl, aber schließlich wurde er von dem im Seminar herrschenden rationalistischen Geist, der an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft glaubte, erfaßt, unbarmherzig verbrannte er alle seine dichterischen Versuche und verließ die Schule, nachdem er seine Lehrerprüfung glänzend bestanden hatte, „mit einem ebenso unheimlichen als unfruchtbaren Gedächtniskram".

Eine vorläufige Unterkunft fand der junge Lehrer an einer Privaterziehungsanstalt in Weinheim an der Bergstraße. Sein rastloses Streben faßte nun die Universität ins Auge. Es galt aber, dazu nicht nur seine Kenntnisse zu erweitern, sondern auch die nötigen Mittel zu erwerben. Beides wurde ermöglicht, der Lehrer verwandelte sich in einen Studenten, der vom Frühjahr 1884 an zuerst in Heidelberg, dann in Paris und Zürich germanische und romanische Philologie studierte, oft „unter großen Entbehrungen, ja, zuweilen in Hungerepochen". Im Herbst 1887 bestand Boßhart sein Staats- und Doktorexamen, wirkte dann ein Jahr lang als Lehrer in England, bereiste Italien bis nach Rom und Neapel hinunter mit offenen Ohren für die Spra-

che und offenen Augen für Land und Leute und für die Kunst.

Von 1890 bis 1903 folgt nun eine angestrengte Tätigkeit im Schweizer Schuldienst. In Zürich, wo Boßhart als Lehrer des Französischen an der Kantonsschule bis 1896 angestellt war, fand er bei dreißig und mehr Wochenstunden kaum Zeit zu wissenschaftlichen Studien, die damals immer noch im Vordergrund standen. Aber der Drang nach dichterischem Schaffen, lange niedergehalten, wird doch wieder lebendig, in den Ferien wird mancherlei aufgezeichnet, „nur zur Befriedigung einer Sehnsucht und zur Erholung". Und als ihm dann nach seiner Versetzung ans Seminar in Küsnacht, wo er den Französischunterricht reformieren sollte, der Beruf etwas mehr Muße gönnte, da endlich kommt der Dichter zum Durchbruch, „der lange und schmerzliche Kampf zwischen poetischer und wissenschaftlicher Neigung" wird endgültig entschieden. Seit 1898 erscheint Novelle auf Novelle. Aber auch das Amt forderte seine Rechte, besonders als die Berufung nach Zürich als Rektor des kantonalen Gymnasiums neue Lasten brachte. Boßhart mutete seinem durch frühere Entbehrungen geschwächten Körper zuviel Arbeit zu. Er merkte zu spät, „daß man eine Kerze nicht an beiden Enden anzünden darf". Ein schweres Lungenleiden stellte sich ein und zwang den Rektor und Dichter, Heilung in fernen Landen zu suchen. Von seiner Frau begleitet — Boßhart hatte sich im Jahre 1899 mit der Tochter des Bundespräsidenten Dr. Forrer verheiratet — reiste er nach Ägypten, ohne dort, trotz siebenmonatigen Aufenthalts, die erwartete Ge-

nesung zu finden. Erst das bündnerische Hochgebirge brachte nach langer Kur Heilung, so daß Boßhart seine Tätigkeit in Zürich wieder aufnehmen konnte. Die begonnene Reform wurde weiter durchgeführt, auch die Lust zu dichterischem Schaffen regte sich von neuem, 1910 und 1912 erschienen wieder zwei Novellenbände — da brach der Weltkrieg aus und riß auch das Leben des Fernstehenden in seine Strudel. Boßhart wurde zu rücksichtslosem Einsatz seiner eben wieder erstarkten Kräfte gezwungen — der Eingeweihte weiß, was das bei einem Lungenleiden zu bedeuten hat — die Krankheit wurde wieder akut und nötigte den Überarbeiteten zu erneutem Kuraufenthalt im Gebirge. Aber der geschwächte Körper konnte sich nicht zu voller Gesundheit durchringen, Jakob Boßhart mußte 1916 seinen Beruf aufgeben und lebt seitdem in Clavadel-Davos — was er sich im stillen vielleicht manchmal gewünscht, jetzt freilich mit teurem Preis erkauft hatte — der Dichtkunst.

Überblickt man dieses Leben, so läßt es, vom Menschen aus gesehen, eine gerade, ungemein sicher gezogene Linie erkennen. Welche gefährlichen Irrwege mußte Gottfried Keller gehen, welche schweren, seelischen Hemmungen Conrad Ferdinand Meyer überwinden, ehe sie ihr Ziel auch nur ins Auge fassen konnten. Leicht hat es der alemannische Bauernsohn wahrhaftig auch nicht gehabt, aber seiner frischen, gesunden Kraft zeigt sich von Anfang an eine feste Straße, er strebt zunächst einmal nach dem Geistigen überhaupt, nach Bildung, und wählt dazu den ihm durch die Verhältnisse angewiesenen Weg durchs Seminar. Hier und

in der Folgezeit gerät bei einseitiger Pflege des Intellekts eine früh schon und absichtslos betätigte dichterische Gabe sozusagen in Vergessenheit, das Wissen zieht den Lernenden und Lehrenden in seinen strengen Dienst. Aber wie das Jahrhundert überhaupt, so wird auch Boßhart dem Wissen gegenüber skeptischer, ursprünglichere Quellen regen sich, der Dichter wird wieder lebendig, gebieterisch drängt er sich neben den Lehrer, beide vertragen sich eine Zeitlang, bis die Muse das Schicksal zu Hilfe ruft und so zur Alleinherrschaft gelangt.

Es ist daher noch gar nicht möglich, über den Dichter Boßhart ein endgültiges Urteil zu fällen. Wenn Theodor Storm z. B. seine bedeutendsten Werke erst nach dem sechzigsten Lebensjahre schuf — warum sollte von Jakob Boßhart weniger zu erwarten sein? Ist nicht in der Tat jetzt erst ein Roman von ihm erschienen? hat er dafür nicht eben sogar den Bodmerpreis erhalten? Nur der Novellist, dessen „Erzählungen" in sechs Bänden vorliegen — zu berücksichtigen sind indes auch die „Träume der Wüste" — soll im folgenden kurz charakterisiert werden.

Dieselbe Sicherheit, die wir in der Führung seines Lebens beobachteten, läßt den Dichter auch sofort den Boden gewinnen, auf dem sich seine Kunst am fruchtbarsten entwickeln konnte: die heimatliche Scholle. Bauerngeschichten sind es, die Boßhart mit Vorliebe erzählt. Zu den Bauern gehört er selbst, ihre Art kennt er bis in die letzte Falte, ihre Arbeit bis zum kleinsten Handgriff, ihr ganzes Dasein und Leben vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt bis zum

Grab. Das Schicksal dieser primitiven Menschen in Liebe und Starrsinn, in Aufopferung und Geiz, in Verzicht und Berechnung wird mit sicherer Hand gestaltet. Der reiche Hofbesitzer und das arme Knechtlein, Magd und Bäuerin, Wirt und Schulmeister, Grenzjäger und Schmuggler, Handwerker und Vagabund — sie alle sind echt in jeder Bewegung, in jedem Wort, in jedem Gedanken — nicht zu vergessen die Kinder und die Tiere. Keine Spur von Auerbachscher Parfümierung — Erdgeruch strömt aus diesen Geschichten, es riecht auch, wie's auf dem Lande halt ist, unter Umständen nach Mist. Die Darstellung ist durchaus realistisch, auch im Stil. Boßhart verzichtet nicht auf mundartliche Eigentümlichkeiten, der Verleger oder Autor tat gut daran, ein kleines Verzeichnis solcher Ausdrücke jedem Bande beizufügen. Metaphern und Vergleiche, ganz dem bäuerlichen Gesichtskreis entnommen, geben eine prachtvoll derbe Anschaulichkeit. So heißt es z. B.: „Es sah in ihm aus wie in einem Kornacker, den die Disteln zu ersticken drohen." Oder: „Er erwachte an dem alten Seelenschmerz, der, die Müdigkeit endlich überbietend, wieder hervorbrach, wie ein Stück Holz an die Oberfläche steigt, wenn die Hand erlahmt, die es unter Wasser halten sollte." Oder: „So ging es weiter mit Fragen und Antworten, wie wenn zwei auf dem Acker Garben laden: der oben ist, streckt die Hände, der unten ist, reicht ihm das Bund mühsam und keuchend hinauf, und kaum ist ihm die Last abgenommen, so sieht er schon wieder die begierigen Hände ihm entgegenstreben." Werden auf solche Weise innere Vorgänge verdeutlicht, so weiß der Dich-

ter auch durch weitgehende Anthropomorphisierung, auf deutsch: Verbäuerlichung, Naturerscheinungen oder tote Gegenstände lebendig zu machen. Z. B.: „Vor den Fenstern der Stube standen in langer Reihe Nelken- und Geranienstöcke, die dem Häuschen so wohl anstanden wie ein blumiges Mieder einer Wentalerin.“ Wenn die Milch überkocht, wird gesagt, „sonst hätte sie der Milch nicht Füße wachsen lassen, also daß sie aus der Pfanne auf den Küchenboden sprang.“ Sehr drastisch: „An einem Morgen, da die Herbstsonne den Nebel aus seinen Tiefen hervorlockte und in ein mildes Blau eintauchte, wie Wäscherinnen ihr Linnen ...“ Die ganze Erscheinung eines Menschen wird durch einen Vergleich vergegenwärtigt. Z. B. „Der ganze Mensch war klotzig und massig, wie Kinder ihre Schneemänner bauen.“ Einem andern schlenkern die Arme an den Schultern, „wie die Hemdärmel aufgehängter Wäsche“, einem dritten schließlich stechen die Backenknochen hervor, „wie zwei vor den Kopf gehaltene Fäuste.“

Das sind Einzelheiten. Künstlerisch bedeutungsvoller ist die innere Einheit dieser Geschichten. Die Zustandschilderung überwuchert nie die Charaktere oder erstickt die Handlung. Alles formt sich, ohne willkürlich gebogen zu werden, mit Notwendigkeit. Boßhart schreibt keine Literatur, er gibt jedesmal ein Stück Leben, das sich wie von selbst zum Kunstwerk rundet. Mit welcher ergreifenden Schlichtheit wird uns etwa in der „alten Salome“ das harte Los der aufs Altenteil gesetzten, arbeitsunfähig werdenden Großmutter im Hause ihrer Kinder geschildert. Wie kontrastiert die immer noch dienstwillige, für die Enkel rührend sor-

gende alte Frau mit der von rohestem Egoismus getriebenen Schwiegertochter! Und wie überraschend wird aus diesem „Sittenbild“ plötzlich eine tragische Handlung! Oder Boßhart erzählt uns von dem Leben der unehelich Mutter gewordenen Haustochter, die Niedertracht des Mannes findet ihren Gegensatz in dem tapferen Sinn des Mädchens, und wieder werden die Fäden zu einem Ende verknüpft, das den Triumph des echt Menschlichen erhebend fühlen läßt („Durch Schmerzen empor!“). Und eindringlicher als in der kurzen Novelle „Heimat“ kann das Schicksal des von seiner Scholle Verdrängten kaum dargestellt werden.

Also Heimatkunst? Ja, Kunst ist es, und die Heimat, die Schweiz, wird lebendig darin, Schweizer Bauern und Schweizer Natur. Nicht nur in typischen Erlebnissen und Bildern. Einzigartig z. B. Szenerien und Personen in den Erzählungen „Vom Golde“ und „Christoph“. Aber was soll „Heimatkunst“ bedeuten? Kunst ist Kunst, und wenn sie ihre Heimat nicht in der innersten Herzkammer des Dichters hat, nützt alles Drum und Dran der äußeren Heimat nicht, sie zur Kunst zu machen. Dem Begriff Heimatkunst klebt etwas Dilettantisches, zum mindesten etwas Beschränktes an, sie wird immer mit Wohlwollen, aber nie mit letzter Anerkennung beurteilt. Mit Recht sträubt sich daher der echte Dichter gegen die Anwendung dieses Begriffes auf sein Werk. Auch Boßhart hat sich das gefallen lassen müssen, aber, schreibt er, „es kommt mir viel weniger auf das Heimatliche, als auf das Menschliche an, und da ich dieses in den Bauern unverfälschter und vor allem naiver als in den Städtern

finde, so mache ich sie gern zu Trägern meiner Probleme und Handlungen". In der Tat, Boßhart erhebt seine Gestalten zu Symbolen.

Nein, mit Spezialistentum hat er nichts zu tun, Jakob Boßhart gehört vielmehr mit seinen Erzählungen in die große Tradition der Novelle, wie sie das 19. Jahrhundert und nicht zuletzt die berühmten Schweizer geschaffen haben. Natürlich ist die Frage unvermeidlich, wie er zu seinen Vorgängern steht.

Mit Jeremias Gotthelf gemein hat er die Urwüchsigkeit, die Vertrautheit mit dem dörflichen Leben, die auf schärfster Beobachtung beruhende, gesunde Gestaltungskraft. Aber Gotthelf verfolgt politische und religiöse Zwecke, er ist Dichter malgré lui. Nichts liegt Boßhart ferner. Ihm eignet eine künstlerische Zucht, die ihn alles Tendenziöse sicher meiden läßt. Gerade die strenge Form, wie sie für die neuere Novelle klassisch wurde, hat in ihm einen Meister, der auch neben den Besten bestehen kann. Fast scheint es, als sei in mehr als einem Falle, hier Maupassant Vorbild gewesen, so wenig der Schweizer sonst mit dem Franzosen verwandt ist. Auch stilistisch zeigt sich Boßhart — wenn man so sagen darf — als ein gebändigter Gotthelf: seine Bauern sprechen hochdeutsch, wenn ihrer Sprache auch durch einzelne Ausdrücke eine mundartliche Färbung gegeben wird, die der übrigen Umwelt sich sehr gut anpaßt. Zweifellos liegt hier eine gewisse Gefahr. Die sprachliche Stilisierung überträgt sich leicht auf das Seelische; vielleicht ist diese Gefahr nicht immer ganz gemieden.

Auch mit Gottfried Keller finden sich Berüh-

rungspunkte. Der sittliche Ernst, die Gefaßtheit, mit der dieser dem Leben gegenübersteht, ohne Illusion, aber im Grunde doch optimistisch, spricht auch aus Boßharts Erzählungen. Schon die Titel der meisten Bände, wie „Im Nebel", „Durch Schmerzen empor", „Früh vollendet", „Opfer", haben eine gewisse Schwere. Fast könnte man die Weltanschauung des Dichters in die Worte zusammendrängen, mit denen er einmal eine Novelle ausklingen läßt: Wir armen Menschen! Aber wie es auch Boßharts Leben zeigt: es gilt, tapfer, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen, vorwärts schreiten. Das Leben ist hart, und wie hart und oft grausam es ist, das weiß uns gerade Boßhart mit erschütternder Deutlichkeit zu vergegenwärtigen. Leid und Tragik fordern ihre Opfer, nur ein karges Glück wird den Menschen gegönnt. Unbändige Triebe führen in Schuld und Verderben, Wille und Schicksal kreuzen sich zu rätselhaftem Geschehen. Aber über dem dunklen Tal erglänzen doch die Sterne. Etwas von jener großen und freien Menschlichkeit, die verzeiht, weil sie versteht, die den Ausblick läßt auf Besseres und Höheres, leuchtet bei Boßhart auf und gibt seiner Dichtung, wie der Kellerschen, das Warme und Weite zugleich. Man lese den kurzen Epilog „Im Nebel", um die beruhigende Kraft solcher gereiften Anschauung zu verspüren. Gerne auch schließt Boßhart in dieser philosophischen Art, die das eben Erzählte, Konkret-Einzelne in eine weite Perspektive rückt. So heißt es z. B. am Ende von „Freund Paul": .. „wir sind Menschen neben Menschen, jeder ist eines andern Hand und hat kein Recht, sie ihm zu entziehen. Wir

sind nicht Einzelne, wir sind Glieder, jedes dem Ganzen irgendwie für seine Kraft verantwortlich. Nur so kann die Welt vorwärts kommen. Nur so!" Und ein andermal heißt es: „Dannzumal wird man wieder Menschen finden, denen es in ihrer Haut und in der Gesellschaft, in der sie leben, wohl ist, die, vom Joch der Lüge und Heuchelei befreit, in allem der Klarheit zustreben und sich zu einer Weltanschauung bekennen, die gebaut ist wie der Mensch selber: Die Füße sicher auf der Erde, das Haupt nicht über den Wolken, aber dem Staube abgewandt." Oder kurz und mit eindringlicher Symbolik: „Über allem stand groß und rein und gütig die Sommersonne und mühte sich, die schmutzige Heerstraße zu trocknen."

Auch sonst enthalten Boßharts Erzählungen, ohne je aufdringlich zu predigen oder zu moralisieren, viel gesunde Lebensweisheit, er ist, wie Keller, ein immanenter Pädagoge. Und schließlich fehlt, wenn er auch nur selten auftritt, der Humor nicht. Hier ist vor allem die köstliche, kleine Geschichte „Man muß klug sein" zu nennen. Eine mehr verdeckte Launigkeit beherrscht, bei allem Ernst, die prachtvolle, kurze Erzählung „Der Schützenbecher". In ihrer ganzen Haltung erinnert sie noch am ersten an Keller.

In die Nähe Conrad Ferdinand Meyers dagegen kommt Boßhart mit seinen historischen Novellen, die in dem schon durch seinen Titel von allen andern abweichenden Band „Vor dem Umsturz" vereinigt sind. Die erste, „Das Bergdorf" ist freilich nur — und will auch wohl nicht mehr sein — eine Dorfgeschichte, der das Historische als Rahmen dient,

für die Handlung selbst spielt es keine Rolle. Hier kann von einem Einfluß Meyers keine Rede sein. Dagegen stellt sich die zweite, „Die Barettlitochter“, als eine ausgesprochen historische Novelle dar. Sie nimmt, mit dem Hilfsmittel der Rahmenerzählung, ihren Ausgangspunkt von dem Tode der letzten Barettlitochter und verknüpft deren Schicksal mit dem Untergang des alten Bern zur Zeit Napoleons. Der Erzähler unterbricht sich zwar einmal selbst: „Doch ich vergesse, daß ich Sie nicht mit den bedeutsamen Dingen unterhalten will, die man in den Büchern liest, ich verfolge ein bescheidenes Ziel und will nun den Faden meiner Familiengeschichte wieder aufgreifen“ — aber eben in der Verknüpfung des Einzelschicksals mit dem großen Gang der Gesamtgeschichte erblickt Meyer das Wesen der historischen Novelle, und sicher gestaltet Boßhart, besonders auch in der kunstvollen Technik, hier unter der Einwirkung Meyers. Ebenso zeigt der Stil, vor allem im Dialog, der stellenweise die geschliffene Form der Stichomythie hat, ein Gepräge, das auf den großen Plastiker hinweist. Das Schwergewicht freilich — und darin trennt sich Boßhart von Meyer — liegt in der „Barettlitochter“ auf der Familiengeschichte. Jene großartige Durchmenschlichung der Geschichte selbst, worin die unnachahmliche Kunst Conrad Ferdinands besteht, erreicht oder erstrebt er nicht.

Verläßt Boßhart mit der zuletzt genannten Novelle den bäuerlichen Umkreis, in dem er sich meistens bewegt, so führt uns „Nimrod“ nicht nur ganz in die Stadt und in die Gegenwart, sondern sogar aus der

2*

Schweiz heraus nach Deutschland. Die Gedrungenheit und Kürze der besten Erzählungen des Dichters vermißt man hier, offenbar prüft Boßhart hier seine Kräfte für den Roman, der dann tatsächlich in dem „Rufer in der Wüste" erscheint. Da Boßhart damit ein Gebiet betritt, auf dem er sein Können vielleicht erst in Zukunft zeigen wird, darf hier füglich auf ein näheres Eingehen verzichtet werden.

Hinweisen muß ich zum Schluß aber noch auf die „Träume der Wüste", orientalische Märchen und Novelletten. Die tiefe, durch Leid geprüfte Lebenserfahrung des Dichters — das Buch entstand während seines Kuraufenthaltes in Ägypten — gestaltet sich hier in Schöpfungen, die Farbenpracht und hohe Anschaulichkeit mit echter Symbolkraft vereinen. Sie besonders sind ein Beweis, daß Boßharts dichterische Leistung nicht unbedingt an die Darstellung Schweizer Bauernlebens gebunden ist.

*

Noch ein paar Worte zu den beiden Erzählungen, die ich zum Abdruck in diesem Bändchen ausgewählt habe. „Das Pasquill", dem Band „Früh vollendet" entnommen, darf als eine der besten Kindergeschichten, die in letzter Zeit erschienen sind, bezeichnet werden. Geschichten von Kindern, nicht für Kinder, sind von jeher der Probierstein für den echten Dichter gewesen. Nur diesem gelingt es, die kindliche Seele in ihrem Eigendasein darzustellen und sie so in Beziehung zu Geschehnissen zu setzen, daß sie eben daran ihre Eigenart betätigen kann. Das Kind lebt nach eigenen Gesetzen,

als Kind aber steht es zwischen der Welt der Erwachsenen und einer von uns nur geahnten, höheren Welt, die ihm seinen unnennbaren Zauber gibt. Das Kind ist hilflos und überlegen zugleich, es rührt und weckt Andacht, wir neigen uns zu ihm herab, und doch erhebt es uns. Wer das Kind nur in seinem Verhältnis zum Erwachsenen sieht, gewinnt jene falsche Herablassung und süßliche Sentimentalität, die ihren Gefühlen in dem Wort „niedlich" Ausdruck verleiht. Und hier liegt auch die Klippe für den Dichter.

Boßhart meidet sie wie mit selbstverständlicher Sicherheit. Seine künstlerische Reife erhellt am klarsten aus einem Vergleich mit Ernst von Wildenbruch in dessen Kindererzählung „Der Letzte". Wildenbruch erzählt erst weitläufig, wie er auf seinen Spaziergängen am Ufer des Flusses den alten Rektor Bauer kennen lernt, von dessen Beliebtheit bei den Kindern, von der Tücke des Stromes und der Rettung eines Knaben aus Lebensgefahr durch den Rektor. Dies letzte Ereignis gibt nun dem Rektor Veranlassung, die Geschichte von dem „schwarzen Hauptmann" und seinen Kindern zu erzählen. Vier Knaben besitzt der Witwer, seine ganze Liebe hängt an dem Ältesten, als Kinderfrau betätigt sich der treue Bursche Gottlieb Bänsch. Da bricht im Hause des Hauptmanns das Scharlachfieber aus, drei Brüder werden von der Krankheit hingerafft, darunter der Älteste, nur einer, ein unbegabtes Kind, bleibt am Leben. Der verdüsterte Vater vermag nicht, ihm Liebe zuzuwenden, der unglückliche Knabe beginnt seinen Vater zu fürchten, und als nun der Bursche, der einzige, der sich um ihn

bekümmerte, das Haus verläßt, und der Rektor ihn in der Klasse zu Ostern sitzen lassen muß, da findet „Männchen" einen frühen Tod im Fluß — ob durch Unfall oder Absicht, bleibt unklar. Die Geschichte schließt dann mit dem Bericht über den Tod des Hauptmanns im Felde — der Krieg 1870—71 hatte begonnen — die Verwundung des Burschen und das Testament, in dem dieser von jenem als Dank für seine Sorge um die Kinder 1000 Taler erhält. „Ja", sagt Gottlieb Bänsch zuletzt, „er konnte es nich so zeigen; aber ick hab's immer jewußt — es war ein juter Mann."

Der Wildbruchschen Erzählung fehlt technisch jede Rundung, inhaltlich die Verdichtung. Die Erwachsenen, der Hauptmann, der Bursche, der Rektor, drängen sich zu sehr in den Vordergrund und ziehen namentlich am Schluß die Aufmerksamkeit ganz auf sich. Wer denkt bei den letzten Worten noch an „Männchen"? Ihre Wirkung erreicht die Geschichte durch das starke Herausarbeiten der Hilflosigkeit des Kindes, sie ist rührend, aber sie erhebt nicht.

Boßharts Novelle zeigt nach Technik und Inhalt ein ganz andres Gesicht. Die Rahmenerzählung wählt auch er, aber schon auf der zweiten Seite ist er beim eigentlichen Gegenstand. Nicht nur kommt die kindliche Umwelt mehr zu ihrem Recht — der Erzähler hat die Vorgänge als Kind selbst miterlebt — sondern vor allem wird das Interesse des Lesers ganz zusammengedrängt auf den — man darf schon so sagen — Zweikampf zwischen Schüler und Lehrer, deren Gestalten in schärfsten Gegensatz zueinander gestellt wer-

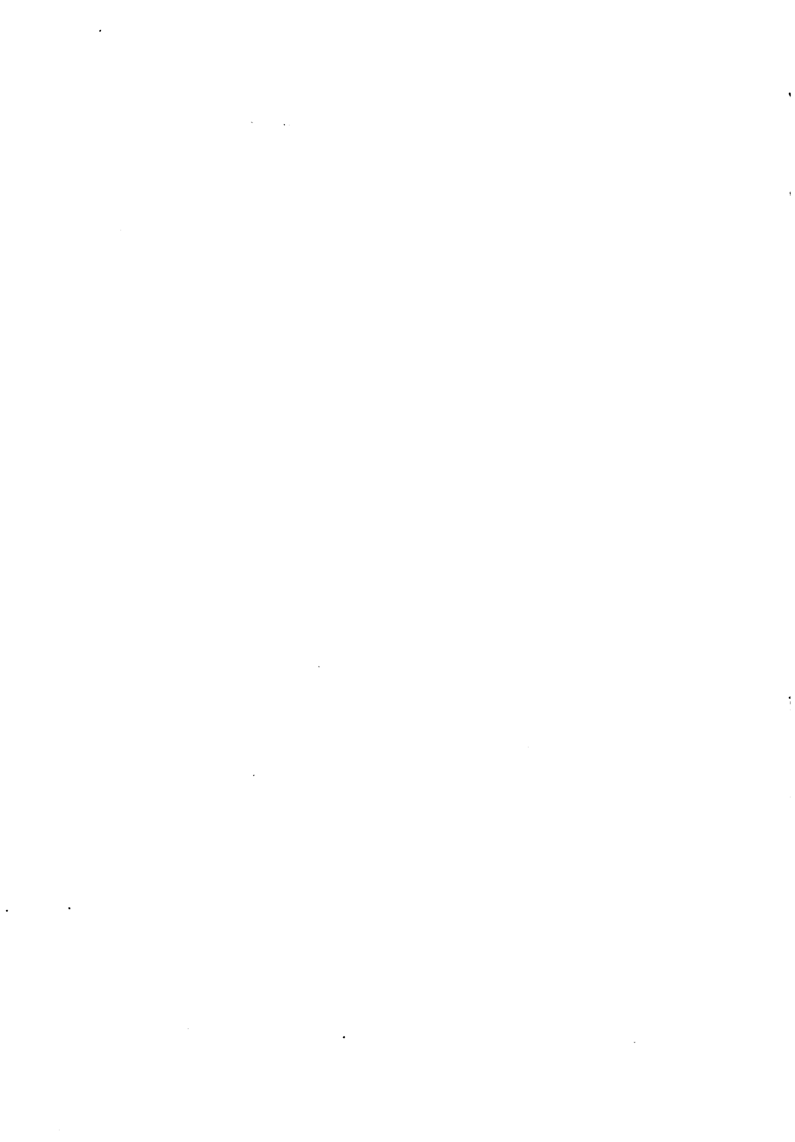
den. Physisch unterliegt das Kind, aber moralisch siegt es. Dementsprechend hat die Boßhartsche Erzählung eine ganz andre Wirkung und einen ganz andern, auch technisch weit geschickteren Schluß. Sie rührt — denn Dolfi ist hilflos wie Männchen —, aber sie erhebt zugleich, denn der Knabe wird dargestellt im Licht jener rätselhaften Reinheit und unbeugsam aufrechten Gesinnung, die über die Gemeinheit der „großen Welt" triumphiert. Mit dem Ausblick auf eine Zeit, wo Wahrheit und Klarheit auch in Wirklichkeit herrschen werden, schließt die Geschichte. Einzelne Feinheiten — ich erinnere an die mit verhaltenem Humor geschilderte kindliche „Rütliszene" — wird der aufmerksame Leser leicht herausfinden. Beachtenswert ist auch der ganze Aufbau der Novelle, man könnte ihn geradezu elegant nennen, wenn dieser Ausdruck nicht der Gedrungenheit und künstlerischen Geschlossenheit des Werkes widerspräche.

Aus der Welt des Kindlichen führt uns „Der Böse" in das Bereich des Dämonischen. Boßhart wendet auch hier, mit viel Kunst, die Rahmenerzählung an, die in der klassischen Novelle des 19. Jahrhunderts, bei Storm, so gut wie bei Keller und Meyer, häufig auftritt. Das Unheimliche des „Roten" wird dadurch, daß der Standpunkt des „frommen" Erzählers ein andrer ist als der, den uns die Ereignisse selbst aufzwingen, in immer wechselnde Beleuchtung gerückt. So entsteht ein dem letzten Endes rätselhaften Inhalt entsprechendes Zwielicht, ganz ähnlich wie etwa bei Storms „Schimmelreiter". Indessen kommt es dem Dichter nicht in erster Linie auf Stimmung an.

Das Schwergewicht fällt offenbar auf die Charakterzeichnung. Dieser Schmiedegesell, dem alles so leicht von der Hand geht, der aber allen, die ihn lieb haben, Unglück bringt, reicht mit seinen Wurzeln in menschliche Tiefen, die jeder Erklärung spotten, aber gerade für den Dichter eine geheimnisvolle Anziehungskraft haben. Die Handlung verläuft auch im „Bösen" mit dramatischer Wucht zum tragischen Ende, allerdings erlaubt die Technik der Erzählung dem Biographischen einen vielleicht zu breiten Raum. Den Hauptgrund hierfür muß man aber in der Persönlichkeit Boßharts selbst suchen. Denn diese Novelle greift an das Problem des Leides. „Ein Trost? Was ist Trost? Trost heißt verzichten, Trost heißt sich beugen und annehmen, Trost ist etwas Trauriges, bis man sich daran gewöhnt hat, ein Leidträger zu sein." Das sind Worte, die aus persönlicher Erfahrung kommen. „Ich bin also durch das Leiden gegangen und gehe diesen Weg immer noch", so schließt Boßhart eine kurze Niederschrift seines Lebensganges, die er mir liebenswürdigerweise zur Verfügung stellte. Möge sich ihm der Sinn des Leides in der Bergeinsamkeit erschließen, schenke sie ihm Kraft zu immer neuer, schöpferischer Tätigkeit.

Leipzig, im April 1922. Hartwig Jeß.

# Das Pasquill



Ich hatte vier Jahre das freundliche Grünfelden und den Landschreiber des Fleckens, meinen Universitätsfreund Berger, nicht mehr besucht. Es gibt Erlebnisse, die einen Ort für uns in einen Magneten verwandeln, und andere, welche den Weg dorthin sperren. Seit ich Augenzeuge gewesen, wie das Söhnchen meines Freundes, ein lieber Junge, an einem Sommertag, da die Luft von nichts als Freude erfüllt schien, von einem Baum herunterbrach und tot liegen blieb, sah ich Grünfelden stets unter einem Trauerflor und mied es, obschon Bergers Einladungen immer ungeduldiger wurden. Endlich überwand ich mein Widerstreben und fuhr hinaus. Natürlich ließ es sich nicht vermeiden, jenes Unglückstages zu gedenken, und nachdem ich ohne viel Lust in Bergers Baumgarten den Kirschen nachgestiegen war, begleitete ich ihn auf den Friedhof, wo seine beste Hoffnung unter der Erde lag. Da fiel mir seltsam auf, daß auf dem Grab zwei fast gleiche Grabsteine standen, ein alter und ein ihm nachgebildeter neuer. Ich mochte meine Verwunderung nicht ganz bemeistert, oder Berger das Bedürfnis empfunden haben, mich aufzuklären, kurz, als wir uns in der Stube der Landschreiberei beim Wein gegenübersaßen, sagte er zu mir: „Du wirst vorhin gedacht haben, ein Grabstein sei für einen Toten genug. Aber wenn der eine die Last des andern erleichtert, warum nicht zwei?"

„Du machst mich neugierig," erwiderte ich.
„Es ist eine ganze Geschichte."
„Erzähle sie."
„Eine Kindergeschichte."
„Das vermutete ich."
„Nun, wenn dich das nicht abschreckt, so sei's. Ich muß dich mehr als dreißig Jahre zurückführen, in die Zeit, da ich in der Primarschule das zweite oder dritte Paar Hosen verrutschte. Ich verbrachte, wie du weißt, meine Jugend nicht hier im Flecken, sondern droben im Steinbühl, einem einsamen Bauernhof, wo nur ein paar Wohnhäuser und Scheunen beieinanderstehen. Jenen lieblichen Erdenwinkel solltest du dir nun vorstellen können und dazu einen Frühlingsmorgen hell an allen Enden. Die Sonne zündete mir längst ins Bett, als lautes Durcheinanderreden mich aus meinem Halbschlaf aufweckte. Ich streckte neugierig den Kopf durch das Schiebfensterchen und sah die ganze erwachsene Menschheit des Weilers bei unserm Nußbaum versammelt. Am Stamme des Baumes leuchtete etwas Weißes, ein Stück Papier, in der Morgensonne. Daran hingen alle Augen und danach streckten sich alle Hälse. Meinen Vater aber, der vermöge seiner Größe dem Ding am nächsten war, hörte ich vernehmlich sagen: „Das ist eine Pasquille!" In dieser Form ist das Wort auf den Höfen gebräuchlich. Die Frauen fuhren entsetzt zurück und riefen: „Behüt' uns Gott, eine Pasquille!" Die Männer lachten ob des Schreckens und zeigten ihre Überlegenheit.

Mit klappernden Schuhen eilten in dem Augenblick mein älterer Bruder Willi und Nachbars Fritz dem

Nußbaum zu, wurden aber zurückgetrieben, wie man Hühner aus dem Hanfacker stäubt, und mein Vater riß nun das Papier herunter, faltete es mehrfach zusammen und barg es in der Tasche seines Kittels.

Ich warf mich hastig in meine Kleider und stolperte hinunter. „Was ist los? Was heißt das, eine Pasquille?“ fragte ich meinen Bruder. Er machte ein geheimnisvolles Gesicht und erwiderte wegwerfend, so ein kleiner Bub' dürfe nicht alles wissen. Man denke doch, er war drei volle Jahre älter als ich! Ich hatte ihn im Verdacht, selber im Ungewissen zu tappen, und tröstete mich mit dem Gedanken, auf unserem langen Schulwege werde sich das Geheimnis schon lüften.

Willi und ich warfen die aus rauhem Zwilch geschneiderten Schulsäcke über die Schultern, riefen unser „Adie“ in Stube und Küche und verließen das Haus. Draußen warteten die Nachbarskinder schon auf uns, und nun setzte sich das Trüppchen Schulzwang in gemächliche Bewegung. Sobald wir den Weiler im Rücken hatten, erhob sich unter uns zunächst ein schüchternes Geflüster und dann ein lautes Geschnatter und Gefrage über das seltsame Ereignis des Morgens. Fast ein jeder fühlte in sich den Beruf, es zu deuten, aber es kam dabei nicht viel Gescheites an den Tag, das merkten wir wohl. Als wir das Bachtobel, das als tiefer Einschnitt den Hof auf der einen Seite abgrenzt, überschritten hatten und in den schwarzen Tannenwald einbogen, stand Nachbars Fritz, der bis jetzt geschwiegen hatte, still und gab uns ein Zeichen, uns um ihn zu versammeln.

„Ihr wißt alle miteinander nichts,“ begann er mit

wichtiger Miene, „mir aber hat unser Knecht darauf geholfen. Er hat zu meinem Vater gesagt: ‚Er ist hier dem Teufel vom Karren gefallen, jetzt wird er ihn, denk' ich, bald wieder abholen.' Versteht ihr das? Nicht? Nun, der Brief ist vom Teufel geschrieben und an den Nußbaum genagelt worden, und einer von den Höfen wird jetzt zur Hölle spazieren müssen."

Fritz ließ seiner Phantasie Flügel wachsen und fuhr fort: „Er kommt in der Nacht auf einem roten Wagen mit schwarzen Rossen, die Hufe und die Räder sind mit Lumpen umwickelt, damit niemand nichts hört. Hinten am Wagen ist ein großer Vogelkäfig angebunden, in den wird der andere gesteckt, und dann geht es hüst und hott der Hölle zu."

Die Ältern fingen bei dieser Beschreibung an zu lachen und machten dem Geflunker ein Ende. Indessen wurden wir den Teufel nicht so bald wieder los, und nach einer Weile sagte Gritli, Fritzens kleine Schwester, in ängstlichem Tone: „Wenn er mich holen will, so krieche ich nur unters Bett."

„Warum sollt' er dich holen? Was hast du denn wieder angestellt?"

„Ich habe nichts gemacht," erwiderte sie, unsicher an der Schürze zupfend. Die andern Mädchen merkten ihr das schlechte Gewissen an, begannen sie in die Enge zu treiben und ihr die Hölle zu heizen, bis ihr Bruder Fritz ihr tröstend beisprang: „Du hast wieder einmal den Finger ins Honigglas gesteckt, gelt? Aber sei nur ruhig, dich holt er nicht, du bist ihm viel zu — zu närr'sch!"

„Ja, aber wen holt er denn," wunderten wir.

„Was fragt ihr lange?“ meinte einer in trockenem Ton.

„Wen meinst du, Dolfi?“

„Nun, doch den Ärgsten, den Schulmeister.“

„Du Wüster du,“ riefen die Mädchen, lachten aber über den Einfall nicht weniger laut als wir Buben, denn für den Geßler — so nannten wir unsern Lehrer — hatten wir allesamt keine zärtlichen Gefühle. Er war ein lebendiger Prügelstock. Ließ einer an einem Schultag nichts als ein Büschel Haare in seinen Fingern, so dankte er heimlich dem Himmel für solche Gnade. Der Gedanke, daß er in die Hölle wandern müsse, versetzte uns alle in fröhliche Stimmung, und wir Kleinen schauten mit Respekt auf den Erfinder des, wie uns schien, trefflichen Einfalls. Der aber ging trocken seines Weges, wie er trocken geredet hatte. Dolfi nannten wir ihn und Adolf hieß er.“

„Adolf Demut,“ unterbrach ich den Erzähler.

„So ist es, du hast den Namen auf dem Grabstein gelesen. Dolfi ist der Inhalt meiner Geschichte. Er war ein Waisenknabe. Die Mutter war kurz nach seiner Geburt gestorben und der Vater, ein allzeit hilfbereiter Mann, fünf Jahre später bei einer Feuersbrunst, als er schon verloren geglaubte Habe retten wollte, von einem Balken erschlagen worden. Das kleine Heimwesen wurde verkauft, unvorteilhaft, wie es zu gehen pflegt, so daß der Erlös gerade hinreichte, um die Schulden zu decken. Der kleine Dolfi wurde von seinem Vormund, unserem Nachbarn Rusterholz, aufgenommen und fand bei ihm eine gute Tischecke und ein warmes Bett. Es war ein seltsamer Junge. Wir

hielten ihn manchmal für etwas beschränkt, und doch hatten wir Respekt vor ihm, fast wie vor einem Mann, und alle mochten ihn wohl leiden. Es war keine Falschheit und nichts Krummgebogenes an ihm. Er war unfähig zu lügen und etwas zu verdrehen, nie versuchte er sein Ziel durch einen Winkelzug oder auf einem Umweg zu erreichen. Bewarfen wir uns im Winter mit Schneebällen, so fiel es ihm nicht ein, sich mehr zu bücken oder auf die Seite zu drehen, als man es unwillkürlich tut: war der Ball gut gezielt, so sollte er auch treffen. Beim Fangspiel sah man ihn selten durch Ränke oder Zickzacksprünge dem Verfolger ausweichen; er lief gradaus, und wer flinkere Füße hatte als er, war sicher, ihn einzuholen. Bei anderen hätten wir solches Betragen weiblich belacht, bei Dolfi kam es uns immer mehr als selbstverständlich vor, denn wie er es im Spiel hielt, so hielt er es in allem Übrigen, das war nun einmal sein Wesen. Kein Wunder, daß wir Kleineren ihn gern als Schiedsrichter und Schutzherrn gegen die Großen anriefen und nicht begriffen, daß der treuherzige Kamerad in der Schule so wenig galt. Denn wenn er auch mit Buchstaben und Zahlen nicht viel ungeschickter umging als wir andern, so konnte er es dem Geßler doch nie treffen, und es gab Zeiten, da er in der Ohrengegend fast keine Haare mehr trug. Jetzt verstehe ich, warum zwischen den beiden ein eigentlicher Haß bestand: sie konnten nicht zusammengehn, wie eine gerade und eine krumme Linie nicht miteinander ziehen können. Damals freilich, als wir mit dem Pasquill beschäftigt unsern Schulweg dahinschlenderten, reichten meine Überlegungen nicht so weit, ich war

nur von dem Unrecht erfüllt, das der Geßler an uns allen schon verübt hatte, und es kam mir der unfromme Gedanke: „Wenn der Teufel ihn nur schon geholt hat, dann haben wir heute frei!"

Jenseits des Waldes, den wir durchqueren mußten, lag die Affolterscheuer, ein einsames Bauernhaus, das von zwei Weibern, Mutter und Tochter, bewohnt wurde. Schon von weitem fiel uns etwas Helles an dem sonnverbrannten Hause auf, und wie der Wind flogen wir darauf zu. Wir fanden uns nicht getäuscht: an der mit Brettern beschlagenen Wand, für unsere Hände nicht erreichbar, war mit groben Schuhnägeln ein Blatt Papier angeschlagen. Wir mußten den Fetzen haben. Fritz, der Längste von uns, stellte sich gebückt an die Wand, ein anderer kroch ihm auf den Rücken, dann richteten sich beide langsam in die Höhe und der obere löste mit langgestreckten Armen das Papier los. Uns klopfte das Herz vor Aufregung, als er mit der Beute auf den Boden setzte. Wir eilten aus dem Bereich des Hauses und der zänkischen, uns übel gesinnten Weiber und machten uns über den Zettel her. Der Teufel führte eine seltsame Hand, die Buchstaben waren wie mit Streichhölzern geschmiert und standen in allen Richtungen zueinander, als wäre die Windsbraut dreingefahren. Wir waren nicht sonderlich erstaunt, gleich in der ersten Zeile den Namen unseres Lehrers, etwas entstellt, aber doch kenntlich, zu entziffern. Ein gelinder Schrecken jedoch überlief uns, als gleich dahinter Frau Temperli, die Schulverwalterin, genannt wurde. „Also die auch," dachten wir.

Frau Temperli war die Schulhofbäuerin. Sie war

eine kleine, robuste Person, mit apfelrunden Backen und kieselweißen Zähnen. Aus den gesteiften Hemdärmeln quollen ihr zwei starke Arme heraus und wehe dem, der beim Spiel durch ihren Krautgarten lief oder ihre Hühner zersprengte, er hatte, wenn sie ihn fassen konnte, ein paar schwere Minuten zu überstehen. Kein Wunder, daß wir eine heilige Furcht vor ihr hatten. Ihr Mann dagegen, der Schulverwalter, war unser aller Freund, nicht nur, weil er am Examen die duftenden Wecken unter uns verteilte, sondern noch mehr, weil er für uns, bis vor kurzem wenigstens, immer ein freundliches Wort oder doch ein freundliches Gesicht bereit hatte. Einige Jahre früher war ihm die erste Frau gestorben, und um seinen drei kleinen Kindern wieder eine Mutter und wohl auch, um seinen Äckern eine gute Hacke zu geben, hatte er die Magd mit den rüstigen Armen und den gesunden Backen geheiratet. In sein Haus nistete sich einige Zeit später der Geßler ein, als er von den Behörden zur Strafe für schlechte Verwaltung einer Dorfschule auf den einsamen Bauernhof versetzt worden war. Aus ihren dunkeln Redensarten zu schließen, wußten unsere Eltern manches über den Lehrer und seine Vergangenheit. Wir Kinder konnten uns nur zusammenreimen, daß seine Familie in Brüche gegangen war, und daß seine zwei Töchter mit ihrer Mutter im nahen Städtchen wohnten und ihr Brot in einer Fabrik als Zwirnerinnen verdienten.

Wie wir nun die Schulverwalterin und den Schulmeister auf einem Blatt Papier zusammenfanden, ging uns die Ahnung auf, die beiden müßten durch eine gemeinsame, uns freilich unbegreifliche Schuld, durch

irgend etwas Unrechtes verbunden sein. Und unser Gedächtnis bestätigte diese Vermutung, denn wir hat-ten von den Erwachsenen die beiden gar manchmal im gleichen Atemzug nennen hören und immer mit einem seltsamen Ton der Stimme und mit Blicken, die uns zu denken gaben. Wir suchten nun in dem verworrenen Gekritzel des Pasquills dem Geheimnis auf den Grund zu kommen, wurden aber nicht klug daraus. Die Ältern freilich taten, als ob ihnen das seltsame Aufsätzchen bis auf den letzten Haken und Schnörkel klar wäre, warfen sich vielsagende Blicke zu und ließen bald ein „mhm", bald ein „aha" oder sonst eine dunkle An-deutung fallen; einzig Dolfi war ehrlich genug, zu erklären: „Das mag der Teufel, der's geschrieben hat, verstehen, ich versteh's nicht!"

Nun erhob sich die Frage, was wir mit dem Zettel anfangen sollten. Fritz nahm ihn großtuerisch in die Hand, faltete ihn sorgfältig über dem Knie und barg ihn in einer Tasche, wie er es an meinem Vater ge-sehen hatte. Dabei prahlte er: „Das Papier reibe ich heut morgen dem Geßler unter die Nase und sage ihm: ‚Das, Herr Lehrer, schickt Euch der Meister Teu-fel, riecht daran!'" Wir überschütteten ihn mit Wor-ten und malten ihm die Gefahren eines solchen Begin-nens aus, obgleich wir wohl wußten, daß ihm seine Ohren viel zu lieb waren, als daß er das Wagnis hätte bestehen wollen. Als er sich immer mutiger gebärdete, sagte Dolfi, wie zu sich selber: „Ja, gefährlich ist's schon, so ein Ding in der Tasche zu haben, es kann einem mit dem Nastuch herausfallen und vielleicht grad dem Lehrer vor die Schuhe, oder so ein kleines

Plaudermaul kann das Geheimnis auskrähen, das würde eine hübsche Prügelsuppe absetzen."

„Wie könnte es mir aus der Tasche fallen?" rief Fritz, „und so ein Knirps soll mir nur ...!"

„Oho," ertönte es um ihn. Auch die weniger Pfiffigen und mit ihnen Fritz selber begriffen, daß er seine Feigheit unfreiwillig zugestanden hatte. Er ward ärgerlich und warf das Blatt in die Luft: „Da, macht mit dem Teufelsbrief, was ihr wollt!"

Der Fetzen lag eine Weile von allen begafft, aber von keinem begehrt am Boden, da hob ihn Dolfi auf und steckte ihn zu sich. Etwas weniger laut, aber im alten Schlendergang setzten wir unsern Weg fort, der uns durch einen zweiten Wald an dessen Ende an einer damals nicht bewirtschafteten Sennhütte vorbeiführte. Wie wir unter den Buchen und Eichen ans Licht hervortraten, sahen wir jemand um die Hütte streichen, den Blick an die Wände geheftet. Es war unser Schulverwalter.

„Was gilt's, er sucht auch einen Brief," flüsterte einer von uns, und wir standen still, um den Mann zu beobachten. Er aber gewahrte uns auch, drückte sich unsicher dem Waldrand entlang und verschwand unter den Bäumen. Er ging so gebeugt, als hinge ihm ein voller Säesack am Hals. Einer unserer Kameraden sprach aus, was wir alle, von Mitleid mit ihm ergriffen, bei diesem Anblick dachten: „Daß er so geduckt geht und nicht mehr mit uns spaßen und plaudern mag, das kommt alles vom Geßler!"

In der Tat hatten wir mit unsern scharfen Kinderaugen längst entdeckt, daß der Schulverwalter allmäh-

lich ein anderer geworden war und daß überhaupt die Dinge auf dem Schulhofe nicht mehr ihren rechten Gang gingen. Denn auf dem Land lernt man früh Lolch vom Weizen und einen gepflegten Acker von einem verlotterten unterscheiden. In Temperlis Garten und Feldern wurde immer mehr das Unkraut Meister, das Korn von den Disteln gefressen, das Gras in den Wiesen zur Unzeit gemäht, das Vieh schlecht gefüttert und gestriegelt, der Pflug dem Regen und Rost, das Brennholz im Wald der Fäulnis überlassen. Der Knecht Klöti trieb sich gerne in der Nähe des Hauses herum, und in den Pausen, wenn der Lehrer drüben sein zweites Frühstück nahm, sahen wir den Burschen oft am Brunnenstock stehen, zum Schein sich die Hände waschen oder den Durst löschen, in Wirklichkeit aber mit lauernden Augen in des Meisters Stube spähen. Der Schulverwalter selber, ein sonst regsamer Mann, stand oft müßig auf seinen Karst gestützt in einem Acker, starrte vor sich hin und schien wie angewurzelt. Es kam auch vor, daß er etwas wackelig aus dem Dorfe zurückkehrte, und sich dann, wie wenn es ihm zuwider wäre, in sein Haus zu treten, irgendwo unter einem Baum oder hinter einem Busch ins Gras streckte.

Da wir an jenem Morgen alles Schlimme auf den Geßler bezogen, ward es uns wie eine Erleuchtung, er sei der böse Geist, der das viele Unkraut und den Müßiggang und Mißmut auf dem Schulhof säte. Mit einem trotzigen Haß näherten wir uns dem Schulhause und machten uns kein Gewissen daraus, verspätet zu sein. Hiebe würde es ja setzen, aber was lag uns heute daran, von ‚dem' gehauen zu werden.

Die ganze Schuljugend der umliegenden Gehöfte wurde, in sechs Klassen eingeteilt, im nämlichen Zimmer unterrichtet. Es herrschte eine unheimliche Stimmung in dem Raum, als wir eintraten. Unser Trotz schmolz deshalb jetzt schon etwas zusammen und wir eilten mit gerundeten Rücken an unsere Plätze. Jeder meinte, der Stock sause schon über ihm. Zu unserem Erstaunen blieb das Rohr ruhig an seinem Platze liegen. Der Geßler saß hinter seinem Pult und schaute mit stechenden Augen auf seine Untertanen herab, wie wenn er jedem einzelnen die Gedanken hätte aus dem Kopf grübeln wollen. Man hörte weder das Kratzen der Griffel und Federn, noch das trockene Geräusch gewendeter Blätter, selbst die sonst widerspenstigen Füße machten sich nichts an den Fußleisten zu schaffen. Ich blickte mich neugierig um. Es wurde nirgends gearbeitet, man schien etwas zu erwarten, und alle Köpfe neigten sich auf die Tische. Nur da und dort drehte sich einer langsam zum Nachbar und vorsichtig stießen etwa zwei Ellbogen gegeneinander. Mein Auge begegnete demjenigen des Lehrers und nun duckte auch ich mich. Gleich nachher schob mir mein Nachbar Bert seine Schiefertafel behutsam zu, worauf die Worte standen: „Weißt du es auch von der Base Kille?" Ich wollte ihm triumphierend antworten, aber da war auch schon das Verhängnis über uns. Mit einem Sprung war der Geßler da, riß die Tafel an sich und las die Worte, wobei sich seine Zornader füllte. Er schleuderte die Schiefertafel auf den Fußboden, wo sie zerschellte, ergriff den armen Bert am Schopf und führte ihn un-

sanft auf den Gang hinaus, woher noch lange sein Schluchzen tönte.

Drinnen herrschte wieder die drückende Stille und der unheimliche Blick des Lehrers. Die Untätigkeit und das Gefühl der Unsicherheit machten uns die Zeit unerträglich lang. Endlich schlug die Uhr an der Wand ihre neun Streiche, und der Geßler rief sein bellendes: „Pause!“ Wir stürmten hinaus und hielten erst an, als das Schulhaus in beträchtlicher Entfernung hinter uns lag; denn wir hatten uns Dinge zu sagen und zu fragen, die der Schulmeister nicht zu hören brauchte.

Auf fast allen Höfen hatte man die Schmähbriefe gefunden, und nun wurde eifrig zusammengetragen, was man von den Erwachsenen darüber aufgeschnappt hatte. Einer berichtete, man müsse den ‚Schandal‘ am rechten Ort anzeigen, ein anderer, nun werde ‚er‘ schon von selber gehen, ein dritter, man sollte ‚ihn‘ mit dem Ochsenziemer aus der Gemeinde jagen. So ging es weiter und wir wurden immer überzeugter, daß wir zum letztenmal beim Geßler in der Schule saßen, dafür würden die ‚Großen‘ schon sorgen. Als wir so recht im Zuge waren, erschien die Schulverwalterin unter der Türe ihres Hauses und schritt mit einem Kupferkessel breitspurig dem Brunnen zu. Einer fing laut zu kreischen an und wir alle stimmten wie auf Verabredung aus Leibeskräften ein. Da trat die Frau, als hätte sie ein Gespenst gesehen, eilig ins Haus zurück, worauf wir noch lauter schrien, wußten wir nun doch, daß wir sie getroffen hatten.

Bei dem Lärm erschien der Lehrer unter einem Fenster der Schulstube und pfiff durch die Finger; dieser

scharfe Pfiff war uns wohlbekannt, er schnitt immer unsere Pausenherrlichkeit ab. Der Geßler mußte sich unterdessen einen Plan zurechtgelegt haben, um den Urhebern des Pasquills auf die Spur zu kommen. Nachdem er jeder Klasse eine Aufgabe zugebelfert hatte, nahm er Fritz, den Größten und Geschwätzigsten der ganzen Schar, am Ohrläppchen und ging mit ihm vor die Türe hinaus. Erst nach einer geraumen Weile ließ er ihn wieder eintreten, um einen andern zu rufen.

„Es setzt ein Verhör ab," raunte uns Fritz zu. „Was der alles wissen wollte! Ob mein Vater und mein Bruder Hans gestern zu Hause gewesen seien. Ob wir am Abend keinen Besuch gehabt und niemand hätten ums Haus stolpern hören. Ob man auf unserm Hof nichts gefunden, am Brunnenstock, am Scheunentor, an der Haustüre. Was die ‚Großen' beim Frühstück gesprochen hätten?"

„Und was hast du ihm geantwortet?"

„Ich habe kein Härlein verraten, so dumm war ich doch nicht," sagte er pfiffig, „was glaubt ihr denn, er hätte mich ja ungespitzt in den Erdboden hineingeschlagen."

Da ließ sich Dolfi Demut in seiner langsamen Art hören: „Aber, wenn er es doch wissen will?"

In diesem Augenblick wurde die Türe aufgestoßen und als dritter Dolfi gerufen, sei es, daß der Lehrer ihn noch hatte sprechen hören, sei es, daß er sich an seine Wahrheitsliebe erinnerte, die ihm diesmal zustatten kommen konnte.

Das Schulzimmer wurde kirchenstill, man hörte die Nachbarn atmen und, durch die Türe gedämpft, ab-

wechselnd die beiden Stimmen, die hohe, langsame und die tiefe, schnarrende. Das Verhör dauerte lange und wurde, wie wir deutlich vernahmen, immer lebhafter.

Plötzlich klatschte es draußen, es mußte einer Backe übel ergangen sein. Und darauf brach es los wie ein Hagelwetter, Schlag auf Schlag. Wir kannten diese Musik und wunderten uns nur, daß wir von dem armen Dolfi nichts hörten, keinen Schrei, kein Schluchzen, kein Stöhnen. Dieses Zerbeißen des Schmerzes, das wir ahnten, machte uns ganz aufgeregt und mochte auch den Geßler reizen, denn immer schneller fielen die Hiebe.

Endlich mußte der Schulmeister müde sein. Er warf die Türe auf und stieß Dolfi so roh ins Zimmer, daß er auf den Boden hinschlug. Er erhob sich langsam und taumelte an seinen Platz. Kein Laut kam über seine Lippen, seine Fäuste waren krampfhaft geballt, das Gesicht vom Schmerz verzerrt, die Zähne fest zusammengebissen, die Augen aber blieben trocken.

„Schert euch nach Hause," schnauzte der Geßler uns an, und wir stoben wie Spatzen auseinander. Als der Wald uns deckte und das Schulhaus unsern Augen entschwunden war, warf sich Dolfi in den Straßengraben und ließ nun dem verhaltenen Schmerz freien Lauf. Wir durften seine Tränen schon sehen und sein Schluchzen hören, nur er, unser Feind, nicht.

Wir schalten ihn: er hätte eben nicht so dumm sein sollen, dem Lehrer alles zu erzählen. Der Fritz habe geschwiegen und könne jetzt auf den Stockzähnen lachen, was habe er seinen Rat nicht befolgt! Die Worte wurden im Tone des Vorwurfs gesagt, aber Dolfi konnte

wohl merken, daß wir ihm in dem Augenblick noch mehr zugetan waren als sonst. Auch tröstete er sich rasch, und indem er mit dem Ärmel über die Augen und Wangen strich, entgegnete er uns: Ich mußte es ihm doch sagen!" Das klang so natürlich, daß wir wohl merkten, er könne sich ein anderes Verhalten gar nicht denken.

„Aber was hat ihn denn so wild gemacht?"

„Er wollte alles wissen, was ich heute morgen von den Erwachsenen gehört habe und ließ mich nicht aus der Zange, bis ich ihm auch ausschwatzte, was unser Knecht Ruedi zum Meister gesagt hat. Er hat ihm gesagt, so einer gehöre zu den andern in den Saustall. Darauf ging's los."

Wir stellten uns den Geßler in einem Schweinestall vor und fanden das sehr lustig. Auf dem ganzen Heimweg trösteten wir uns mit dem Gedanken, lange könne der Zwingherr nicht mehr regieren, dafür würden nun unsere Väter sorgen. Groß war deshalb unser Erstaunen und Unbehagen, als wir am Nachmittag wieder zur Schule geschickt wurden, obgleich wir beim Mittagessen nicht unterlassen hatten, haarklein zu berichten, was am Morgen vorgefallen war. Unsere kindliche Phantasie hatte uns schon vorgemalt, Frauen und Männer, Mägde und Knechte würden diesmal zur Schule marschieren, ein ganzer Landsturm, mit Dreschflegeln, Kärsten, Sensen, Heugabeln und sonstigem Kriegsgerät, um den Landvogt zu verjagen wie in der alten Zeit. Wir bedachten den Respekt zu wenig, den die Hofbauern vor der Schule hatten. Sie selber schlugen ihre Kinder selten, den Schulmeister aber konnten

sie sich nicht ohne Stock denken und ließen ihn gewähren.

Da die erhoffte Hilfe ausblieb, beschlossen wir nach dem rühmlichen Beispiel der Väter, uns selber zu helfen. Nach der Schule versammelten wir uns alle auf einer uns wohlbekannten Waldwiese, wo es, der Sache entsprechend, recht ernst und gemessen zuging. Man stellte sich in einen Kreis, die drei größten traten als die drei Eidgenossen in den Ring und fingen an zu reden und zu raten.

Fritz Rusterholz, der die Rolle Melchtals übernommen hatte, erklärte uns, daß es bei solchen Anlässen Brauch sei, einen Schwur zu tun. Wir fanden das durchaus in der Ordnung und schwuren zur Eröffnung der Tagung wie Männer. Einigen von den Kleinen mußte man allerdings das seltsame Fingerspiel erst beibringen; als aber alles klappte und wir in den Wald hineinriefen: „Wir schwören!", da war uns allen zumute, als hätten wir auf einmal etwas Mächtiges zu bedeuten. Durch diesen ersten Erfolg ermuntert, rief Melchtal: „Unsere Väter haben den Geßler erschossen, wie wollen wir es anstellen? Wenn jeder, der eine Armbrust hat, sie mitnimmt, was gilt's, der wartet nicht, bis wir abdrücken!" Er fuhr noch lange fort, uns mit breiten Worten die Sache auszumalen, wir aber kannten unsere meist selbstgefertigten Armbrüste zu genau, um von ihnen unser Heil zu erwarten.

Werner Stauffacher sagte ihm endlich, er solle doch das Maul halten — eine Ausdrucksweise, die der Feierlichkeit etwas Abbruch tat — und da er selber nicht

über kräftige Arme verfügte, riet er uns eindringlich, von allen Gewalttätigkeiten abzustehen, was die meisten gerne hörten. Er machte den Vorschlag, wir sollten einfach nicht mehr zur Schule gehen und uns als Jäger und Räuber im Wald herumtreiben. Anfänglich leuchtete uns das ein, als aber Walter Fürst daran erinnerte, daß wir freilich jetzt Eidgenossen seien, aber zu Haus Vater und Mutter und diese allerhand Hartholz und Seilerwaren hätten, da verging uns allen die Lust zu dem Wagnis. Diese Stimmung nützte Walter Fürst geschickt aus und gab uns den Rat, wie sonst zur Schule zu gehen, aber nichts mehr zu arbeiten, keinen Strich mit Feder, Griffel oder Bleistift zu machen, auf keine Frage mehr zu antworten, kurz, vom Anfang bis zum Ende wie Mehlsäcke dazusitzen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, denn einigen war die Rolle, die sie da zu spielen hatten, sehr vertraut, und auch den übrigen lag sie gut, war uns doch, seitdem der rote Geßler den Stock über uns schwang, alles Lernen und Händerecken zur Unlust geworden. Der Beschluß wurde also feierlich beschworen, und als wir auseinandergingen, hielt sich jeder für mindestens einen Fuß höher als zuvor. Wir waren ja jetzt Verschwörer und hatten zweimal die drei Finger gen Himmel erhoben.

Vor aufregender Erwartung schliefen wir kaum in der folgenden Nacht.

Am Morgen waren wir eine halbe Stunde früher im Schulzimmer versammelt als sonst. Wir standen in Gruppen beisammen, bestärkten uns gegenseitig in unserem Vorsatz und bearbeiteten besonders die ganz

Kleinen, ja recht tapfer zu sein. Viele rieben sich die Hände mit Knoblauch ein, denn wir waren des Glaubens und kannten aus unserer Schulgeschichte Beispiele dafür, daß an so behandelten Fingern das Meerrohr des Lehrers zerspringe. Besonders die Mädchen mit ihrer empfindlichen Haut rieben sich fast wund, und bald roch das Zimmer betäubend nach diesem ‚Geheimmittel'. Es war wie ein Rausch über uns gekommen. Als aber die Türe aufgeschnellt wurde und ein grimmiger Bart und unheimliche Augen hereinfuhren, da wurden wir mit einem Schlage nüchtern und beklommen. Der Lehrer zog die Knoblauchluft geräuschvoll ein, rümpfte die Nase, riß die Fenster auf und sah noch erzürnter drein; aber er sagte nichts. Die obern Klassen erhielten eine Aufgabe und blieben einstweilen ihrem Worte treu. Die Keckſten saßen lümmelhaft da und sahen durchs Fenster oder im Zimmer herum; die meisten jedoch hielten Griffel und Feder in der Hand, taten, als ob sie schrieben, oder wollten sich doch für alle Fälle dazu bereit halten. Aber nun die Kleinen! Es war eine Rechenstunde. Der erste, der an die Reihe kam, hielt sich brav: „Eins und eins, Hansli?" Keine Antwort. „Wie, das weißt du nicht, du Schwerenöter?" Die Frage wurde laut wiederholt, erfolglos. „Wart', ich will dir helfen!" rief der Lehrer und maß dem armen Sünder zwei über den Rücken. „Da hast du eins und noch eins, wieviel sind das?" „Zwei!" heulte Hansli und streckte seine nach Knoblauch duftenden zitternden Händchen hin, wie um den Lehrer einzuladen, daran sein Rohr zu probieren. Der Geßler aber ließ sich nicht auf den allzu billigen Handel ein, maß

ihm noch eins auf den Rücken und sagte spottend: „Ja, siehst du, du kannst es schon, wenn du willst, Bübchen, aber du willst nicht immer!“ Und wieder klatschte es.

Nun war der Mut der Kleinen gebrochen; die andern antworteten, als hätten sie noch nie auf einer Waldwiese geschworen. Und als der Lehrer mit dem Rohr unter dem Arm zur zweiten Klasse schritt, stieß er auch dort auf keinen Widerstand mehr. So steckte eine Klasse und eine Feigheit die andere an. In den hinteren Bänken gingen nach und nach die Federn und Griffel von ihrer Scheintätigkeit zu ehrlicher Arbeit über, und selbst die drei Eidgenossen fingen an, sich mit ihrem Schreibgerät etwas zu schaffen zu machen. Sah man sie an, so gaben sie einem freilich mit Blikken und Gebärden zu verstehen, daß sie noch lange nicht daran dächten, ihrem Wort untreu zu werden; als aber der Geßler auf seinem Lehrgang zu ihnen kam, da brauchte er nur mit dem Stock ein paarmal bedrohlich auf die Bank zu klopfen, um das ganze Tellentum über den Haufen zu werfen. Es war ein Jammer!

So blieb nur noch Dolfi übrig. Der Lehrer hatte ihn zuerst übergangen, wohl weil er in der Erinnerung an das Verhör heute mit ihm nichts zu schaffen haben wollte. Aber er besann sich eines andern und rief ihm unfreundlich zu: „Geh an die Wandtafel und schreib die folgende Nummer an!“ Alle Köpfe drehten sich nach den beiden. Dolfi tat, als hätte er nichts gehört, und blieb ruhig an seinem Platze.

„Soll ich dich erst wecken, du Schlafmütze?“ schnaubte Geßler und schlug ihm das Aufgabenbuch

um die Ohren. Dolfi, der entschlossen schien, es über sich ergehen zu lassen, klammerte sich an die Bank an, wie um in ihrer Festigkeit eine Stütze zu suchen.

Doch was soll ich den Vorgang lange schildern. Ich höre jetzt noch Geßlers immer unheimlicher werdende Stimme und sehe den Staub aus dem Kittel des guten Kameraden fliegen und bis zum Fenster, durch das die Sonne fiel, ein leuchtendes Band bilden. Auch diesmal zeigte uns Dolfi, wie man seinen Schmerz verbeißt und die Tränen in die Augen zurückkneift. Zum Schlusse jagte der Wüterich sein Opfer zur Türe hinaus, warf ihm die Kappe nach und rief:

„Lauf, so weit es Lümmel gibt!"

Unter uns herrschte eine große Niedergeschlagenheit. Wir schämten uns, daß Dolfi der einzige war, der ein Fetzchen von unserer Tellenehre gerettet hatte. Am Abend tagten wir wieder auf der Waldwiese. Aber die Versammlung verlief kläglich. Die drei Eidgenossen traten wieder in den Kreis, etwas bescheidener als das erstemal, machten allerhand ohnmächtige Vorschläge, von denen niemand etwas wissen wollte, und als gar Fritz uns aufforderte, zur Abwechslung wieder einmal einen vaterländischen Schwur zu tun, da entstand eine wüste Empörung, die sich erst legte, als einer laut rief: „Der Dolfi soll seine Meinung sagen!" Man sah sich nach ihm um, aber er war nirgends zu finden. Eine Erleuchtung kam uns: Der Tell war auch nicht auf dem Rütli gewesen, ja, Dolfi mußte unser Retter sein, wenn einer etwas ersinnen und es auch ausführen konnte, so war er's.

Tags darauf suchten wir ihm seine Rolle begreiflich

zu machen und ihm in allen Farben auszumalen, wie notwendig die Vertreibung des Zwingherrn sei, wie verdienstlich es wäre, wenn gerade er die Tat vollbrächte. Es war gewiß unrecht von uns, ihn so in eine Heldenlaufbahn hineindrängen zu wollen, aber es glaubte eben keiner von uns an eine ernstliche Tat, da wir selber keiner fähig waren. Es steckte in uns allen ein gutes Stück hohler Prahlsucht und die Ansicht, es sei alles mit ein paar Worten abzutun. Auf Dolfi schienen unsere Aufstachelungen zunächst keinen großen Eindruck zu machen. Er ging still wie sonst oder vielleicht noch stiller seines Weges, und wir, immer überzeugter, daß unser Hetzen nichts Unerhörtes zeitige, schwatzten jeden Tag volltöniger auf ihn ein. Wir maßen ihn eben an uns selber, und das war ein Irrtum. Es lebte in ihm das Blut seines Vaters, der sich um anderer willen von einem Balken hatte erschlagen lassen. Er empfand das Unrecht, das in Geßlers Gestalt in unserer Schule sein Unwesen trieb, wurde immer mehr von dem Gedanken besessen, er müsse etwas für uns tun und mochte sinnen und sinnen, wie er's vollbrächte. Er wurde von Tag zu Tag wortkarger, spielte nie mehr mit uns und sah uns manchmal ganz feindlich an. Wir glaubten, er habe es satt, von uns fortwährend gehetzt zu werden, und ließen ihn seine Wege gehen. Er aber hat wohl in jenen Tagen wie ein kleiner Held, der er war, gelitten und gekämpft und gehofft, es möchte an ihm vorbeigehen, denn wie hätte er nicht ahnen sollen, daß das Wagnis, das er sich vorgenommen, übel enden, daß der Knabe an dem Mann, mit dem er sich messen

wollte, zerschellen müsse. Aber nachdem einmal die Überzeugung, er habe zu handeln, sich in ihm festgenagelt hatte, konnte er nicht mehr anders, er war das Werkzeug dieser Idee geworden und mußte etwas Verzweifeltes unternehmen. An einem Nachmittag hatte er die Schule geschwänzt und uns nachher alle Auskunft verweigert. Da mochte er den letzten Kampf, sein Gethsemane, gekämpft haben.

Am folgenden Morgen, als wir den stachligen Schulweg wieder unter die Füße nahmen, sahen wir uns umsonst nach Dolfi um; er sei schon vor einer Weile davongegangen, sagte uns Frau Rusterholz, und wir dachten in unserer Selbstgerechtigkeit, er treibe das Schwänzen nun doch etwas zu bunt. Zu unserer Verwunderung fanden wir ihn schon im Schulzimmer. Er stand vor der Wandtafel aufgepflanzt, die er gegen eine Schar zudringlicher Kameraden verteidigte. Wir traten neugierig näher. Mitten auf der Tafel hatte er mit Schuhnägeln ein zerknittertes Blatt Papier angeschlagen, das wir sofort erkannten; es war das Pasquill von der Affolterscheuer, das er all die Zeit wohl als schwere Last mit sich herumgetragen hatte. Uns alle erschreckte der Anblick. Etwas so Durchgreifendes hatten wir nicht erwartet. Wie mochte er auf dieses wahnwitzige Mittel verfallen sein, um den Geßler in der Schule unmöglich zu machen? Wir bestürmten ihn, den Fetzen wieder herunterzureißen, und da er nicht Miene dazu machte, wollten einige andere zugreifen. Da aber erfaßte der sonst so zahme Dolfi den zwei Fuß langen Holzzirkel, der auf einem Brett unter der Wandtafel lag, und verteidigte sein Werk wie einer

von Sempach oder Morgarten. Er war mit sich im reinen und wich erst von der Tafel, als man den Geßler die kleine Steintreppe emporkommen hörte. Unter lautloser Stille trat der Lehrer ein. Das ungewohnte Wohlverhalten fiel ihm auf, und er warf einen mißtrauischen Blick über die Bänke. Wir zitterten für unseren Dolfi, alle hatten das Gefühl, nun müsse etwas Entsetzliches kommen. Der Geßler schritt langsam die Klassen entlang und musterte jede einzelne Bank. Wie er vorn anlangte, fiel sein Blick auf die Wandtafel. Es war, als treffe ihn ein Peitschenhieb. Er zuckte zusammen, und seine Augen und Wangen fingen an zu brennen, sein roter Bart sträubte sich, seine Hände zitterten. Ein Mädchen der untersten Klasse, das ihm ängstlich mit den Augen gefolgt war, stieß einen halb unterdrückten Schrei aus. Er wendete sich um und preßte mit vor verhaltener Wut heiserer Stimme hervor: „Wer, wer war's?" Wie zu erwarten, kam keine Antwort. Er fragte wieder, er schrie: „Wer tat's?" Im ganzen Raum wurde kein Atem gezogen, nur in den hintersten Bänken regte sich etwas. Es war Dolfi, der sich erhob.

„Du, und immer du!" Kaum fanden die Worte durch die zugebissenen Zähne ihren Ausgang.

Nie in meinem Leben habe ich den Jähzorn so am Werke gesehen wie damals. Die Züge des Mannes verzerrten sich zu einer wilden Fratze, seine Augen quollen gläsern unter der Stirne hervor, ich meinte, er wolle über alle Bänke hinweg auf Dolfi losspringen. Schon im Lauf erhob er die wuchtige Faust, die einen Augenblick später auf den bleichen, aber gelassen blik-

kenden Kinderkopf niedersauste. So maßlos war die Züchtigung gewiß nicht gemeint, aber Farner war ein Roter und verlor im Zorn jede Besinnung. Das ganze Zimmer schrie bei dem Schlage auf, während Dolfi lautlos unter die Bank sank.

Vor Wut und Aufregung keuchend stampfte der Lehrer auf und ab und riß im Vorbeigehen seine Schande von der Wandtafel. Hinten in der Klasse vernahm man schüchterne Stimmen: „Er ist wie tot!"

„Laßt ihn liegen!" gab der Geßler zur Antwort.

Wir aber traten aus den Bänken und umringten unsern Kameraden, der mit geschlossenen Augen, bleichen Lippen und grünlichen Wangen dalag.

Nach einer Weile kam auch der Lehrer, dessen Augen unterdessen wieder in ihre Höhlen zurückgetreten waren, herbei, sah über uns weg nach dem Regungslosen und hieß uns Wasser holen. Bald war ein Beckenvoll zur Hand, und Farner ließ nun Guß auf Guß auf Dolfis Kopf plätschern.

„Er wird ja ganz naß!" ängstigte sich Gritli Rusterholz.

Geßler warf ihr einen bösen Blick zu und schüttete, um sie für ihr Mitleid zu strafen, gleich den ganzen Inhalt des Beckens über den Ohnmächtigen aus. Das war übel gemeint, tat aber seine Wirkung. Dolfi öffnete die Augen, sah wirr um sich und suchte sich zu erheben. Er taumelte aber gleich wieder zurück und mußte sich brechen.

Nun erschien die Sache auch dem Lehrer bedenklich. Er bog sich zu dem Mißhandelten hinab und sagte in einem Tone, durch den etwas wie Abbitte, Güte und

4*

ihm noch eins auf den Rücken und sagte spottend: „Ja, siehst du, du kannst es schon, wenn du willst, Bübchen, aber du willst nicht immer!“ Und wieder klatschte es.

Nun war der Mut der Kleinen gebrochen; die andern antworteten, als hätten sie noch nie auf einer Waldwiese geschworen. Und als der Lehrer mit dem Rohr unter dem Arm zur zweiten Klasse schritt, stieß er auch dort auf keinen Widerstand mehr. So steckte eine Klasse und eine Feigheit die andere an. In den hinteren Bänken gingen nach und nach die Federn und Griffel von ihrer Scheintätigkeit zu ehrlicher Arbeit über, und selbst die drei Eidgenossen fingen an, sich mit ihrem Schreibgerät etwas zu schaffen zu machen. Sah man sie an, so gaben sie einem freilich mit Blikken und Gebärden zu verstehen, daß sie noch lange nicht daran dächten, ihrem Wort untreu zu werden; als aber der Geßler auf seinem Lehrgang zu ihnen kam, da brauchte er nur mit dem Stock ein paarmal bedrohlich auf die Bank zu klopfen, um das ganze Tellentum über den Haufen zu werfen. Es war ein Jammer!

So blieb nur noch Dolfi übrig. Der Lehrer hatte ihn zuerst übergangen, wohl weil er in der Erinnerung an das Verhör heute mit ihm nichts zu schaffen haben wollte. Aber er besann sich eines andern und rief ihm unfreundlich zu: „Geh an die Wandtafel und schreib die folgende Nummer an!“ Alle Köpfe drehten sich nach den beiden. Dolfi tat, als hätte er nichts gehört, und blieb ruhig an seinem Platze.

„Soll ich dich erst wecken, du Schlafmütze?“ schnaubte Geßler und schlug ihm das Aufgabenbuch

um die Ohren. Dolfi, der entschlossen [illegible]
sich erziehen zu lassen, [illegible]
wie um in ihrer Festigkeit eine Stütze zu [illegible]

Doch was soll ich den Vorgang [illegible]
höre jetzt noch Geßlers [illegible]
Stimme und sehe den Stock [illegible]
guten Kameraden fliegen [illegible]
das die Sonne fiel, [illegible]
diesmal zeigte uns Dolfi, wie [illegible]
beißt und die Tränen in die [illegible]
Schlusse jagte der Wüterich [illegible]
aus, warf ihm die Kappe nach und rief:

„Lauf, so weit es Himmel gibt!"

Unter uns herrschte eine große [illegible]
Wir schämten uns, daß Dolfi der [illegible]
ein Fetzchen von unserer [illegible]
Abend tagten wir wieder auf der [illegible]
die Versammlung verlief kläglich. [illegible]
nossen traten wieder in den Kreis, [illegible]
als das erstemal, machten allerhand [illegible]
schläge, von denen niemand etwas [illegible]
als gar Fritz uns aufforderte, [illegible]
einmal einen vaterländischen Schwur [illegible]
stand eine [illegible]
einer laut rief: „Der Dolfi [illegible]
gen!" Man sah sich nach ihm um, [illegible]
gends zu finden. [illegible]
war auch nicht auf dem [illegible]
unser Retter sein, wenn einer etwas [illegible]
auch ausführen konnte, so war er's.

Tags darauf suchten wir ihn [illegible]

---

unglücklich

Schulhof
h Geßlers
Der gute
plaudern
auf seinen
ür um so
r allezeit
flegt zum
inem Tag
Fleiß: es
und Bann
wäre. Der
aus erlöst
Dolfi zu=
erart, daß
dern zuteil
tern nach=

Erzählung,
ssenen Fa=
weiter zu
as gewach=
in das wir
jetzt mein
n und zwei
nir wie ein
de in jenes
n Stübchen
zeit zu ihm

Furcht klang: „Ist dir übel, Adolf?" Da er keine Antwort bekam, befahl er den Stärksten, Dolfi nach Hause zu tragen.

Auf dem Estrich des Schulhauses wurde die Tragbahre aufbewahrt, auf der die Hofbauern ihre Toten ins Dorf hinunter trugen. Wir betteten unsern Kameraden darauf. Dann ging es wie ein Leichenzug unserem Hofe zu, denn es schloß sich fast die ganze Schülerschar an, ohne daß der Lehrer etwas dagegen eingewendet hätte.

Dolfi sollte sich von dem rohen Faustschlag nicht wieder erholen. Es befiel ihn eine schwere Gehirnentzündung, und als er davon genesen war, fing er an, langsam zu verblöden und zu verfallen. Das Jahr darauf, zur Zeit der Birn- und Apfelblüten trugen wir ihn auf unsern Schultern auf der nämlichen Bahre in den Kirchhof hinab. Wir hatten den Sarg mit Kränzen und Blumen, so gut wir es vermochten, geschmückt und sangen dem Toten zum Abschied noch ein Lied. Von mir weiß ich, daß ich in der folgenden Nacht im Bett bitterlich weinte.

Was wir von der Tat, in die wir Dolfi hineingetrieben hatten, erhofften, geschah. Der Geßler war seit dem Tage seines unglücklichen Zornes verschollen, er hatte sich der Strafe durch die Flucht entzogen. Die Hofschule atmete unter einem blutjungen Menschen, der aber ein warmes Herz für die Jugend besaß, wieder auf und gedieh wie ein Feld, über das nach langer Dürre der Regen sich ergossen hat. Der neue Lehrer brauchte kein Rohr, um uns die Trägheit aus den Kitteln zu klopfen, ein einziges Wort von ihm konnte

uns für einen Tag glücklich oder auch unglücklich machen.

Und wie die Schule, so gedieh auch der Schulhof wieder. Die Schulverwalterin ging kurz nach Geßlers Flucht davon und niemand forschte ihr nach. Der gute Temperli aber fing wieder an mit uns zu plaudern und mitunter auch zu scherzen. Die Disteln auf seinen Äckern mißrieten und der Weizen schoß dafür um so schwerer in die Ähren. Die Pflugschar war allezeit blank und das Vieh kam glatt und wohlgepflegt zum Brunnen, über den Knecht Klöti kam von einem Tag zum andern wieder der alte, unermüdliche Fleiß: es schien, als ob auf einmal ein schwerer Fluch und Bann vom ganzen Heimwesen genommen worden wäre. Der Schulverwalter mochte wissen, wer sein Haus erlöst hatte: Als wir Geld zu einem Grabstein für Dolfi zusammenlegten, ergänzte er das Sümmchen derart, daß ein Denkmal entstand, wie es sonst nur Kindern zuteil wird, denen vermögliche und zärtliche Eltern nachweinen."

So schloß mein Freund Berger seine Erzählung, griff aber nach einer Weile den fallen gelassenen Faden wieder auf, um noch ein bißchen daran weiter zu zupfen: „Nun ist seither bald vierzigmal Gras gewachsen und verdorrt; in dem nämlichen Grabe, in das wir einst den Adolf Demut eingesungen, ruht jetzt mein Hans und so liegen mir dort zwei Freuden und zwei Schmerzen unter dem Erdboden. Es ist mir wie ein Trost, daß es meinen armen Kleinen gerade in jenes Grab traf. Mir will bedünken, er teile sein Stübchen mit einem treuherzigen Kameraden, der allezeit zu ihm

sieht und dafür sorgt, daß ihm nichts Übles zustößt. Hans kannte seinen Grabgenossen längst, als wir ihn in die Erde betteten: ich hatte ihm manchmal von Dolfi Demut erzählt und mit Freuden bemerkt, daß dessen Geradheit ihm vorbildlich wurde. Damit meinte ich ein gutes Erziehungswerk getan zu haben, denn wer im Menschen die Liebe zur Wahrheit weckt oder besser wach erhält, gibt ihm einen guten Kompaß fürs ganze Leben. Manchmal in meinen Träumen sehe ich die beiden Knaben sich im Grabe emporrichten, sich bei der Hand fassen, um von der Welt zu reden, die sie so früh verlassen mußten. Dann strecken sie sich wieder hin, zufrieden mit ihrem Los. Denn, wären die beiden glücklich geworden in einer Welt, wo der Gedanke oft so verschieden ist vom Wort, das Gesicht von der dahinterhausenden Seele, die Überzeugung vom Bekenntnis? Ich bezweifle es. Und doch hätten sie leben und die Schar derer vermehren sollen, die beide Füße fest auf die Wahrheit gestellt haben, und die einmal, dies ist mein Glaube, die andern höher tragen werden. Dannzumal wird man wieder Menschen finden, denen es in ihrer Haut und in der Gesellschaft, in der sie leben, wohl ist, die, vom Joch der Lüge und Heuchelei befreit, in allem der Klarheit zustreben und sich zu einer Weltanschauung bekennen, die gebaut ist wie der Mensch selber: Die Füße sicher auf der Erde, das Haupt nicht über den Wolken, aber dem Staube abgewandt."

# Der Böse

Ein vierrädriger Karren knarrte die kahle Steig hinan. Davor lagen zwei Männer, ein alter und ein junger, in breiten Riemen, kratzten den zerwaschenen Straßenkies mit ihren Nagelschuhen auf und keuchten und stemmten die Füße wie gute Zugtiere. Auf dem Karren lagen Säcke aus weißem Zwilch mit einer Art Wappen, zwei kreuzweis gemalten Kochkellen, und mit der Aufschrift: „Thomas Kägi, Dreher". Stolperte eines der vier Räder über einen Stein, was mit großer Regelmäßigkeit geschah, so drang aus den Säcken ein munterer, fast lachender Ton von gegeneinander stoßenden Holzröhren.

Auf der Höhe angelangt, schlüpfte der Alte aus dem Zugriemen und warf ihn aufatmend über die Zwilchsäcke. „Halt, Hannes!" rief er seinem Gefährten zu, „bei diesem Kirschbaum verschnaufen die Kellenländer jedes Jahr einmal." Er bückte sich, schob einen Stein sorgfältig unter ein Rad und tätschelte es freundlich: „Werde mir nicht rückläufig!"

Hierauf warf er einen teilnehmenden Blick auf den Jungen: „Dir schwärmen den ganzen Tag wieder die Mücken um den Kopf, wo soll das hinaus?"

Hannes legte sich im Zugriemen zurück und sagte halb ächzend: „Ich hab' mich die ganze Nacht wieder mit ihm herumgehauen. Er hatte einen Grind wie der Kirschbaum da, Feueräste nach allen Winden."

Der Alte schickte einen Blick zur Baumkrone hinauf, die in der Herbstsonne wie ein mächtiger Feuerbrand loderte und leicht vom Wind durchweht war, so daß die Blätter und Zweige das Spiel der Flammen täuschend nachflackerten. Thomas Kägi hatte dafür keinen Sinn. Er ließ sein Auge langsam am Baum heruntergleiten und berechnete in der Eile, wie viele Faßhähne und Zapfen sich daraus drechseln ließen, denn der Stamm schien ihm ebenhölzig und eigens fürs Drechslerhandwerk, insbesondere für einen Kellenmacher, gewachsen.

Nachdem er mit seiner Rechnung zum Abschluß gekommen war, wandte er sich wieder seinem Sohne zu: „Wenn du's so weiter treibst, muß ich dich versorgen."

Hannes lächelte ihn still und überlegen an, als wollte er sagen: „Welche Gewalt hast d u über mich?"

Der Vater warf sich unwillig den Zugriemen um die Achsel und dann knatterte und klotterte das Wägelchen wieder davon.

Die Sonne stand schon schief am Himmel, als die beiden in das Dorf einfuhren, in dem zu nächtigen sie sich vorgenommen hatten. Thomas machte sich aus dem Riemen los und schleuderte seine gellende, hohe Stimme gegen die Häuser: „Faßhähne! Gute, währschafte Faßhähne! Sechtröhren, Spunten und Zapfen, Wächterli und Rieberli, Wallholz und Holzteller, Kellen, Kellen, Kel—len! D' Kellenländer sind da—ha!" Darauf öffnete er die Säcke und legte die ausgerufenen Waren zur Schau, die mit kleinen Fehlern, unter gute gemengt, in die vordere Reihe. Aus den Küchen und

Scheunen stolperten gemächlich die Bauern und Bäuerinnen heran und reichten den beiden Händlern wie guten Bekannten die Hand. Thomas erkundigte sich teilnehmend nach dem Albert und der Rosine, dem Jakob, dem Hansheinrich und der Klephe, und fragte dann, ganz nebenbei, wie es im Weinberg und in den Obstgärten bestellt sei. Die Antwort, von der es abhing, ob er im Dorf gute oder schlechte Geschäfte machen würde, überhörte er scheinbar und fing an, seine Ware anzubieten, was er mit Bescheidenheit tat. Dann nahm der Handel seinen gelassenen Verlauf.

Als es dunkel war, saßen die beiden Händler in der Stube des Trottenmarti, ihres besten Kunden, bei dem sie jeden Herbst eine Nacht verbrachten. Thomas berichtete, was sich im Oberland seit einem Jahr zugetragen hatte, Überschwemmung, Hagelschlag und Viehseuche, und der Trottenmarti zupfte die Neuigkeiten seines Dorfes aus seinem Reistenbart. Die Trottenbäuerin, die sich bei der dürren Unterhaltung langweilte, nahm eine Stockung im Gespräch wahr und schleuderte wie einen Wasserspritzer die Frage über die trockenen Männer: „Was ist denn mit dem Hannes los dies Jahr? Er hat gewiß den Sommer lang an einer Liebschaft gedrechselt und dabei die Sprache verloren!"

Hannes legte seine breiten Hände vors Gesicht, um damit die aufsteigende Röte zu verbergen. Sein Vater rutschte verlegen auf der Bank hin und her und entschloß sich dann zum Reden: „Nein, die Sprache hat er nicht verloren; weiß Gott, er predigt jetzt sogar im Jünglingsverein und manchmal so dauerhaft zu Haus,

daß uns die Katzen davonlaufen. Nein, nein, an der Zunge fehlt's nicht!"

„Ich scheine in meinem Unverstand an einen scherbeligen Krug geklopft zu haben," sagte teilnehmend und doch munter die Bäuerin, die eine gutmütige Frau war, „aber wir wollen uns drum nicht böse sein, Hannes, und eins mit dem andern trösten. 's hat ein jeder einen Riß, der weh tut, wenn man daran stößt."

Hannes sprach feierlich zur Decke hinauf: „Ich bin kein scherbeliger Krug, ich bin ein Kämpfer."

„Erzähl's nur wieder einmal," redete ihm sein Vater begütigend zu, „du schläfst dann vielleicht ruhiger, als in letzter Zeit. Erzähl's nur, man ist hier gut Freund."

Hannes starrte immer noch zur Decke hinauf mit seinen dunkeln, großen Augen. Der Alte klärte die andern auf: „Er hat es seit dem Sommer mit dem Bösen zu tun, er bildet es sich wenigstens ein."

„'s ist keine Einbildung, ich hab's meiner Seel' mit dem Bösen zu tun."

„Der beste Mensch der Welt war's," entgegnete Thomas bestimmt. „Aber so ist's, wenn das Gute in andern Hosen oder in einem andern Rock antritt, als man es zu sehen gewohnt ist, so sagt man, es sei der Teufel. Aber erzähl', Hannes, erzähl', die guten Freunde hier werden dann schon merken, was für ein Hahn in das Faß paßt."

Hannes schwieg beharrlich, und so entschloß sich der Alte wieder zum Reden: „Wir hatten Anfang März eine große Wassersnot im Oberland. Ihr werdet's in der Zeitung gelesen haben. Auf den Bergen und in

allen Tobeln lagen noch Haufen von Schnee. Dann kam Föhnwetter und nachher ein Wolkenbruch, wie wir ihn seit 68, das sind nun fünf Jahre her, nicht wieder erlebt hatten. Ein Donnerwetter im Märzen! Der Fluß begann zu rumoren und war von einer Stunde zur andern zum Überspringen voll. Man zog die Glocken, wir kennen das. Wer Arme und Hände hatte, griff zu einer Schaufel oder einem Pickel. Diesmal galt es dem Oberdorf. Das Wasser hat jedesmal einen andern Plan. Drüben am Rotenstein schoß es sich den Kopf ein, schwenkte ab und kam dann quer herüber gegen die Landstraße und Weber Hansens Bungert. Man weiß, was man in einem solchen Falle zu tun hat. Man schlug Pfähle ein und machte eine Sperre mit Brettern und Rasenstücken. Das Wasser strömte schon in den Straßengraben. Auf dem Fluß schoß ein ganzer Stadel abwärts, und hinterher trieben eine Kuh und ein Schwein, das heißt, man sah nur die Beine, das übrige war im Wasser. Während man gegen den Fluß kämpfte, kam ein junger Handwerksbursche des Weges und stellte sich gleich in die Reihe und an die Arbeit, ohne daß man's ihn heißen mußte."

„Nein, so war es nicht," unterbrach Hannes seinen Vater heftig, „so war es bei Gott nicht! Es hat ihn keiner kommen sehen, auf einmal war er da, und wo er gleich einen Pickel her hatte, weiß der Himmel. Er war wie aus dem Boden geschlüpft, ich muß es wissen, denn er tauchte gerade neben mir auf, gerade neben mir mußte es sein! Ich bücke mich und lege ein Brett neben einen Pfahl. Da donnert es mächtig über uns hin, und wie ich mich etwas erschreckt aufrichte, fällt

mir etwas Rotes ins Auge. Ich wende mich, da sieht mich ein Rotkopf an und lächelt und sagt: ‚Das Brett auf der Wasserseite an den Pfahl, guter Freund!' Das hätte er mir nicht zu sagen gebraucht, man ist auch kein Narr, aber man ist manchmal etwas aufgeregt und dann nehmen die Hände sich einen Spaß heraus und stellen etwas verkehrt an. Der Fremde machte sich an die Arbeit und in dem Augenblick, da er den Pickel in den Boden schlug, donnerte es wieder, noch heftiger. Er schaute zu den Wolken auf und lächelte: ‚Nur nicht so laut da oben, wir hören noch gut.' Das alles ist mir wohl aufgefallen, aber ich habe mir erst lange nachher an die Kelle den Stiel geschnitzt. Er fing an zu pickeln. Das ging wie am Wasser. In zwei, drei Hieben hatte er ein Loch fertig, in dem der dickste Pfahl noch schlotterte. Mich nahm das wunder und ich sah ihm zu. Da war mir, der Pickel, nicht der Arm sei die Hauptsache, er sei lebendig, schlage von sich aus auf und zu, und die Arme täten nur zum Schein mit. Traf der Pickel auf einen Stein, so wich er nicht aus, wie er es in meinen Händen getan hätte, der Stein mußte nach seinem Willen tun und splitterte in hundert Stücke. Ich stieß Webers Bert an und er sah auch hin. ‚Das ist ein Himmelsakerment von Kraft,' flüsterte er, ‚wer ist es?' Ich zuckte die Achseln, und er: ‚Diese roten Teufel sind manchmal unheimlich, ich möcht' nicht mit ihm anbinden.' Ich sah mir den Kerl nun genauer an. Er war nicht viel größer als ich, aber sehnig wie ein Roß und geschmeidig wie ein Marder. Das Merkwürdigste war sein Haar. Das ging ihm wie ein Brand um den Kopf, und es nahm

mich wunder, daß der Regen, der drein fiel, nicht zischte und verdampfte. Über dem Nasenbogen war er von Sommersprossen gesprenkelt. Die Augen lagen ihm tief im Kopf und funkelten jedesmal, wenn der Pickel niederfuhr. Eigentlich war mir der Hergelaufene nicht zuwider. ‚Es muß etwas hinter ihm stecken,' sagte ich mir, ‚er ist nicht ganz wie andere.'"

So erzählte Hannes. Er sprach, wie er etwa im Jünglingsverein predigen mochte. Es lag etwas Feierliches, Geheimnisvolles, Prophetisches in seiner Stimme, seine Blicke gingen über die Leute weg aufwärts und ins Weite. Während sein Vater das r wie Trommelton rollte, sprach er es mit dem Gaumen, verschwommen, gedämpft, was über seine Rede etwas wie einen Schleier legte.

„Der Feuerwehrhauptmann Trachsler stieß ins Hörnchen," fuhr Hannes weiter, „man eilte nach Webers Bungert. Das Wasser hatte das Ufer angefressen und wühlte weiter. Man meinte, das Land werde mit tausend Pickeln und Schaufeln von unten angegriffen und unterhöhlt. Eben glitt ein Zwetschgenbaum ins Wasser. Die Wurzeln hielten noch fest, die Äste aber senkten sich langsam, man sah, wie sie sich sträubten und wehrten, aber jetzt sprang eine Welle auf, packte sie wie ein wilder Hund und riß sie nieder. Das Wasser zerrte an Ästen und Zweigen, die Wurzeln verloren den Halt und gaben den Kampf auf. Ein Ruck und der Baum überließ sich dem Fluß. Ein ertrinkender Baum, das tut einem leid. Der Weber-Hans jammerte: ‚Der ganze Bungert geht mir zum Teufel, mit allen siebzehn Bäumen!' Der Feuerwehr-

hauptmann und wir alle standen unschlüssig am Ufer und sahen zu, wie der Fluß den schwarzen Boden wegfraß. Da stieß mich der Rote an der Achsel: ‚Wir müssen ein paar Axte und Ketten haben,' sagte er. Ich überlegte nicht lange, ich fragte auch gar nicht, was er mit den Axten und Ketten wollte, das mußte er ja wissen, ohne Grund sagt so einer nichts. Ich eilte nach Webers Schopf, wo alles zu finden war. Er folgte mir und wir schleppten, was wir brauchten, heraus. Ein Birnbaum stand hart am Wasser, in einer Viertelstunde schwamm er dem Zwetschgenbaum nach, das sah jeder ein. Der Rote fragte nicht lange. Er hob die schwerste Axt auf und schlug sie unten in den Stamm. Die Späne flogen zehn Schuh weit. Einige, der Weber-Hans vor allen, wollten ihm wehren, andere begriffen und gaben ihm recht. Man schlug von drei Seiten auf den Stamm los, aber das Meiste tat der Rote. Als der Baum schon schwankte, nahm er eine Spannkette, legte sie um den Stamm und band sie an einen anderen Baum fest. Gleich nachher senkte sich die Krone ins Wasser, grad da, wo es am schärfsten zubiß. ‚Da zankt miteinander,' lachte der Rote in den Fluß hinab. Das Wasser verfing sich in den Asten, und mit einem Schlag war seine Kraft gebrochen. Es zappelte im Gezweig und trollte dann halb gelähmt davon. ‚Wir brauchen noch zwei, drei Bäume,' rief der Rote, ‚am besten sind Tannen.' Der Wald fängt gleich hinter dem Dorf an, in einer halben Stunde lagen drei Tannen neben dem Birnbaum im Wasser. Das war besser als eine Steinmauer. Der Bungert war gerettet.

Der Weber-Hans stieg in seinen Keller und holte in einer Tanse Most. Beim Trinken fing man an, dem Fremden das Brusttuch zu erlesen. ‚Was Lands?‘ fragte ihn der Hauptmann. ‚Ich bin zu Hause, wo die Kohlen rot sind,‘ lachte er. Man lachte mit. ‚Und die Leute sind wohl noch röter?‘ rief einer.

‚Ich bin im Feuer aufgewachsen,‘ gab er zurück, ‚das hat auf meine Haare abgefärbt.‘

Man lachte wieder.

‚Ihr seid wohl lange gewalzt und weit herumgekommen?‘ fragte der Weber neugierig mit einem Blick auf die Schuhe des Roten.

‚Ich bin seit mehr als einem Jahr immer meinem Schatten nachgelaufen, dabei kommt man verteufelt spaßig im Land herum. Probiert's einmal! Da kommt's drauf an, ob man am Morgen früh oder spät aufsteht.‘

Darauf antwortete niemand. Die einen dachten wohl, er sei ein Schalksnarr und Teufelskerl, dem nicht zu glauben sei, die anderen mochten überlegen, was das für ein Wandern sei, immer hinter seinem eigenen Schatten her. Ich fragte mich: ‚Wie macht er's, wenn die Sonne hinter Wolken steht?‘ Derweil schlug es zwölf Uhr vom Turm. Man leerte die Gläser und sah nach dem Fluß. Es war nichts mehr von ihm zu fürchten, er hatte den Plan gegen den Bungert aufgegeben und rollte nun, wie von etwas Stärkerem abgeschreckt und im Zügel gehalten, in der Mitte des Bettes. Der Hauptmann entließ uns zum Mittagessen, nur eine Wache blieb auf dem Platz. Der Rote ging zum Brunnen und hob sein Felleisen und sein Hütchen von der Säule, wo sie bis jetzt unbemerkt

gelegen hatten. Das Hütchen war verwaschen, aber es mußte einmal grün gewesen sein. Ihr versteht: grün! Er grüßte und wollte gehen. Da trat der Hauptmann ihm wieder näher, es schien ihm leid zu tun, daß der Bursche wieder zum Dorf hinaus wollte. Ich sage Euch, es ging eine Gewalt von ihm aus. Der Hauptmann fragte: ‚Was ist Euer Handwerk?'

‚Schmied und Schlosser,' gab der Rote zurück.

‚Da wäre dem Wandern und Laufen nach dem Schatten ein Ende zu machen,' meinte der Hauptmann und rief den Schmied Gutmann heran, der seinen Gesellen vor ein paar Wochen entlassen hatte und wieder jemand einstellen mußte, es ging ja dem Sommer zu.

‚Kommt mit mir nach Hause,' brummelte Gutmann vorsichtig, ‚wir können unterwegs reden, und eine Suppe wird für Euch auf jeden Fall auf dem Tisch sein. Man ist auch einmal gewalzt und weiß, was Brauch ist.'

Der Rote hörte ihm nur mit dem linken Ohr zu, man sah es ihm an, sein Sinn war mehr aufs Wandern als aufs Bleiben gerichtet. Da zerriß die Sonne wie durch ein Wunder für einen Augenblick die Wolken. Der Schmied wies mit der Hand auf den Boden: ‚Ihr wandert Eurem Schatten nach. Gut, folgt ihm, und in hundert Schritten seid Ihr bei meiner Schmiede. Ist das kein Zeichen?'

Der Rote warf gleich seinen Fuß gegen seinen Schatten und meinte: ‚In dieser Richtung geht's auf jeden Fall.'

Ich hatte den gleichen Weg wie die beiden und

folgte ihnen. Der Rote war dem Gutmann immer einen halben Schritt voraus und achtete kaum auf das, was er ihm über die Art seiner Arbeit berichtete. Ich erwartete jeden Augenblick, er werde sagen: ‚Entschuldigt, Meister, ich muß etwas rascher ausziehen, und so adjes.'

Als wir zur Schmiede kamen, knarrte oben ein Fenster, und eine Stimme rief oder sang, wie man's will: ‚Komm, schnell, Vater, die Suppe wird kalt.'

Es war Agathe. Ihr Kopf schaute zwischen zündroten Geranien zu uns herab. Warum mußte sie gerade in diesem Augenblick durch die Blumen schauen? Sie hat damals das Los geworfen, oder man hat das Los über sie geworfen, und sie ahnte es nicht. Man muß sie gekannt haben, um zu verstehen, daß dem Roten die Wanderlust verging. Sie hat mich immer an Flachs erinnert, sie war schlank und geschmeidig und eher klein, wie ein Flachsstengel, sie hatte Haare wie Flachswerg und Augen wie Blüten von Flachs. Ich bin im Oberland und im Unterland bekannt und hab' schon manchem Mädchen Kochkellen verkauft, aber wie Gutmanns Agathe hab' ich noch keine gesehen. Der Rote hob sein Hütchen und folgte dem Schmied über die Schwelle. Mir war, das Haus müsse von seinem Haar Feuer fangen. Mich packte die Angst in jenem Augenblick, man hat Ahnungen, auch wenn man nur ein Kellenmacher ist.

Alles, was dann kam, konnte ich aus der Nähe beobachten. Zwischen unserm Haus und Gutmanns liegt nur die Dorfstraße, und die ist nicht breit.

In der Schmiede herrschte von jenem Tag an ein

5*

Teufelsgetriebe. Das war vom Morgen bis zum Abend ein Hämmern und Klopfen und Klingen und Prasseln und Feilen und Zischen und Blasen und Sprühen, daß man meinte, der Meister sei mit fünf Gesellen an der Esse. Wenn der Zuschlaghammer am Werk war, zitterte nicht nur die Schmiede, sondern auch unser Haus über der Straße, so mächtig schwang ihn der Rote. Und wenn er etwas Kleineres auf dem Amboß zurechtdengelte, so war das ein Singen und Klingen und Glinggling und Glangglang, bald hoch und bald tief, bald rasch und bald zahm, daß es wie ein Musikspiel zu hören war. Hatte der Rote im Dämmerlicht ein Sech oder eine Pflugschar unter dem Hammer, so flogen die Funken wie eine rote Wolke um ihn her, und sein Haar leuchtete heller als die Esse. Es war fast grausig anzusehen, aber ich habe ihm doch aus unserer Werkstatt oft und lang zugeschaut und mir halb gewünscht, ich könnte auch so in den Funken stehen. Ich hatte früher dem Schmied Gutmann und seinen Gesellen oft ins Handwerk geguckt, jetzt erschien mir all ihre Kunst wie Lehrbubenstümperei. Wie schwerfällig ging ihr Hammer, wie zahm die Feile, wie träg der Blasebalg! Der Rote brauchte ein Werkzeug nur anzurühren, so wurde es lebendig und rückte dem Eisen wie toll zu Leib.

Warum soll ich es nicht sagen? Der Hergelaufene hatte bald Gewalt über mich, ich sah zu ihm auf, ich wünschte in seiner Haut zu stecken und hätte selbst seinen roten Balg in den Kauf genommen. Wir wurden gut Freund und steckten in der freien Zeit immer beieinander. Er kam nach Feierabend jeden Tag in un-

sere Werkstatt hinüber und sah mir zu. Wir arbeiteten immer bis tief in die Nacht hinein, denn mein Vater da, so sanftmütig er aussieht und redet, ist der größte Gesellenschinder im Ober- und Unterland!"

„Na nu, Hannes!" unterbrach ihn Thomas.

Der Junge aber ließ sich nicht stören: „Er sah mir zu, mir, nicht dir, er wird seinen Grund gehabt haben, und nach kaum einer Woche fragte er, ob er nicht auch einen Hahn drehen dürfe. ‚Das wird nicht angehen,' meinte mein Vater, vorsichtig, wie er ist, ‚das wird nicht angehen, das Holz ist teuer, bedenkt, Kirschbaum- und Eschenholz!' ‚Was ich verteufle, bezahl' ich,' erwiderte der Rote und so ließ man ihn gewähren. Er sagte: was ich verteufle! Was ich verteufle! Aber er verdarb nichts. Der verfluchte Kerl brachte gleich einen Hahn zustande, an dem wir auch nicht den kleinsten Fehler entdecken konnten, und mein Vater hat scharf zugesehen! Ich vermute, er hätte sich das Holz gern bezahlen lassen und den Hahn doch zur Marktware gelegt."

„Na nu, Hannes! Jetzt ist's genug!"

„So hat der Rote alles nacheinander probiert, nach dem Hahn Zapfen aller Art, dann eine Sechtröhre und ein Wallholz und was wir sonst auf dem Wägelchen mitführen. Und alles geriet ihm. Ist das natürlich? Darauf fing er an, mit dem Arbeitszeug zu spielen, was sonst kein rechter Handwerksmann tut. Agathe hatte eine Großmutter, die trotz ihrer siebzig Jahre noch das ganze Haus regierte. Sie hatte vorn im Mund einen schreckhaften Zankzahn, eine Art Breithaue, die immer zum Zuschlagen aufgelegt war. Die

alte Gutmännin richtete von Anfang an ihren Zank-zahn mächtig gegen den Roten, kein Mensch begriff sie damals. Oh, wir waren alle blind, sie aber hatte scharfe Augen unter ihren buschigen Brauen. Ihr solltet diese Brauen sehen! Sie streichen von der Nasenwurzel wie zwei Maurerpinsel gegen die Schläfen und sehen noch bedrohlicher aus als der Hauzahn.

An einem Abend fragte uns der Rote, ob wir keine Schnitzmesser hätten. Solche hatten wir nun freilich, ein Kellen- und Zapfenmacher braucht eben allerhand Werkzeug, von dem eine Spätzleinköchin oder ein Weinbauer keinen Begriff haben. Er arbeitete wie ein Teufel an jenem Abend, er hatte kein Wort und keinen Blick für uns übrig. Als wir unser Gerät zusammenlegten, hielt er uns eine Kelle mit ganz ungewohntem Aussehen unter die Nase. Wo wir den Haken zum Aufhängen machen — jede Hausfrau weiß, daß er praktisch ist — hatte er einen rundlichen Griff geschnitzt, und als wir ihn musterten, wußten wir nicht, sollten wir lachen oder das Dorf zusammenfluchen. Der Spitzbube hatte sich an der alten Gutmännin gerächt und sie, wie sie leibte und lebte, ins Holz gearbeitet. Der Zankzahn, die stechenden kleinen Augen, die Maurerpinsel, das schwindsüchtige Zöpflein, das sie hinten zu einem geizigen Knäuelchen aufrollte, das scharfe Kinn, alles war da, und ein dunkles Ästchen im Holz saß genau auf der Nasenspitze und sah aus, wie das schwarze Tröpfchen, das der Alten immer dort zittert. Denn sie gibt sich lästerlich mit Schnupftabak ab. Nun, sage mir einer, wie kam der verfluchte Kerl dazu, dergleichen ohne Lehre ins Holz zu schnitzen? Ist

das natürlich? Ich kam mir neben ihm wie ein Lehrbube und Armenhäusler vor, und verstehe doch mein Handwerk, der Vater da kann's bezeugen. Aber das Beste kommt noch! Da, seht her!"

Dies sagend zog Hannes eine kurze Kelle mit kunstvollem Stiel aus der Tasche. Der Griff stellte einen feinen Mädchenkopf dar mit großen, ins Weite schauenden Augen, einer zierlichen schmalen Nase und einem wundersam geschwungenen Mund. Um den Kopf liefen zwei schwere Flechten wie ein Ährenkranz.

„Das ist sie," begann Hannes wieder zu reden. Er sah das Schnitzwerk, während er sprach, mit schwärmerisch glänzenden Augen an und streichelte es zuweilen mit seinen groben Handwerkerfingern.

„An dem Tag, da ich diese Kelle sah, hätte mir ein Licht aufgehen müssen, aber ich war zu dumm! Der Röte mußte in das Mädchen verschossen sein, wie sonst hätte er sie so genau besehen und sich die große Mühe genommen? Seht nur, wie alles sauber gefertigt ist: diese Lippen, Ihr müßt sie Euch rot wie Tulpenblätter denken; diese Augen, ich meine, man sieht es ihnen an, daß sie blau sind, wie Flachsblüten; diese Zöpfe, glaubt man nicht, man brauche nur darauf zu blasen, so kräusle sich das Haar? Die Gutmännin hat er aus Bosheit oder Haß geschnitzt, die Agathe aus etwas anderem. Aber, wie gesagt, ich war zu dumm damals und ganz in seiner Gewalt. Es kam mir kein anderer Gedanke als der: ‚Woher nur hat er die Teufelskunst?' und: ‚Wer doch so geschickte Hände hätte!'

In jenen Tagen lief ein herrenloser Hund in unser

Dorf, es war ein rotes, abgemagertes Tier, unheimlich! Er schnupperte an einer Türschwelle nach der anderen und lief dann mit eingezogenem Schwanz weiter. Die Buben warfen hinter den Gartenzäunen mit Steinen nach ihm, die Frauen bedrohten ihn mit den Besenstielen, der alte Hebammenmann spuckte aus seinem Fensterflügelchen weit auf die Straße hinaus und rief seinem Nachbar Speich zu: ‚Es kommt etwas Unglückhaftiges übers Dorf, ich weiß noch nicht, wird es eine Feuersbrunst, ein Hungerjahr oder sonst etwas werden.' Der Hebammenmann ist der Prophet des Dorfes. Die Gutmännin behauptet steif und fest, er habe das sechste Buch Mose.

Auch bei uns streckte der Hund seine breite, böse Schnauze in die Butik, aber nur einen Augenblick, es mochte ihm etwas nicht behagen, ich kann mir schon denken, was. Er schüttelte sich, so wenigstens schien es mir, und lief zur Schmiede hinüber und stracks in die Werkstatt. Merkwürdigerweise kam er nicht wieder heraus. Der Rote war allein in der Schmiede, was hatte er mit dem Hund angefangen? Hatte er ihn totgeschlagen oder an die Kette gelegt oder als Lehrjungen eingestellt? Nun, glaubhaft ist, daß die beiden einander schon früher kannten, der Hund hatte seinen Meister wieder gefunden. Er blieb in der Schmiede, aber er war kein Segen für das Haus. Das merkte man noch selbigen Tags. Es entstand ein Zank drüben, wir konnten fast jedes Wort verstehen. Man horcht ja nicht nach den Nachbarhäusern, aber man hört auch so manches. Die alte Gutmännin war gegen den Hund und meinte, sie brauche kein solches Freßkalb im Haus.

Agathe nahm eigensinnig für das Tier Partei; so stand die Entscheidung beim Schmied. Der war im Grunde mit seiner Mutter einverstanden, da er aber nicht gerne etwas gegen sein Kind unternahm — es sind nicht alle Väter gleich widerhölzig — blieb der Hund. Das Futtergeld sollte dem Roten am Lohn abgemindert werden.

Am Abend, nach Feierabend, wurde das Abkommen offen zur Schau gestellt. Auf der Bank vor der Schmiede saßen Agathe und der Rote. Der Hund hockte bei ihnen und benahm sich schon so zutraulich, als gehörte er zu dem Haushalte, seit er schnaufen konnte. Er legte seinen breiten Kopf dem Roten aufs Knie und sah unverwandt zu ihm auf. Sein Meister kraute ihm hinter den Ohren und streichelte ihm den borstigen Rücken mit seiner rußigen Hand. Agathe und der Rote unterhielten sich offensichtlich über das Tier, denn sie sahen sich bald in die Augen, bald betrachteten sie aufmerksam und, wie es schien, mit Teilnahme das eklige Schinderaas. Einmal streckte auch Agathe die Hand nach dem Hund aus und fuhr ihm über die Stirne, zwischen den Ohren durch und am Hals hinunter, was ihm unsägliches Behagen bereiten mußte. Denn Agathe hatte eine wunderkleine, schmale Hand, der man zutraute, so leicht zu streicheln, wie ein Flaumfederchen. Woher sie diese Hand hatte? Wir Kellenländer haben breite Tatzen, wie an den meinigen und an Vaters leicht zu sehen ist, was aber dem Schmied Gutmann zu den Hemdärmeln heraushängt, ist ein Ungetüm von einem Kloben und so breit und rund wie ein Kuchenbrett. So ist es fürs allgemeine in der Ord-

nung, denn wir haben die Hände zum Werken. Wenn aber einmal eine Kellenländerhand sich ins Kleine und Zierliche verirrt, so sieht man es nicht ungerne, und auch einem Hund kann man es nicht verargen, wenn er nicht danach schnappt. Was aber tat der fremde rote Hund? Er lachte! Er lachte, so wahr ich Johannes Kägi heiße! Habt Ihr schon einen Hund lachen sehen? Nein? Aber ich! Der rote Hund lachte, von innen nämlich, man sah es ihm an, und so froh, daß es ihn schüttele. Ist das natürlich? Ich frage: Ist das natürlich?! Und wie der Hund lachte, so lachte auch sein Meister, nicht laut, nicht wie wir, sondern nach innen. Ich habe ihn überhaupt nie laut herauslachen hören, meistens kräuselte er nur seine schmalen Lippen, wenn ihn etwas lächerte. Agathe fiel das Lachen des Hundeviehs auch auf, und es schien sie etwas zu erschrecken. Sie rückte eine Spanne von der Bestie ab, so deuchte mir wenigstens. Bald darauf ging sie ins Haus, während die beiden Roten noch lange auf dem Bänkchen saßen, als schon die Sterne über dem Dorf standen.

Von da an war es lauter in der Schmiedewohnung als sonst, der Unfriede zwischen Agathe und der Großmutter war eingezogen. Alles nur eines Hundes wegen! Die Gutmännin war sonst eine verschlossene Frau und so dürr an Worten wie am Leib, jetzt aber wurde sie geschwätzig, sie lief in die Nachbarhäuser, auch zu uns kam sie fast jeden Tag, schimpfte über die Hundeware und wetzte den Zankzahn, daß es zum Fürchten war. Einmal jedoch redete sie leise und gestand, sie habe das Teufelsvieh vergiften wollen, es habe aber

das sorgsam zubereitete Stücklein Leber wohl beschnüffelt, jedoch mit keinem Zahn berührt, ja, es habe sie ganz teuflisch ausgelacht. Ob dergleichen an einem Hund natürlich sei? Sie wage keinen neuen Versuch mehr, sie scheue das Tier. Aber Agathe lasse sich nicht belehren, sie sei in den Hundshund vernarrt und nehme ihn immer in Schutz. Wen die Alte mit dem Hundshund meinte, band sie uns nicht an die Nase.

Von da an wurde ich um das Mädchen besorgt. Denn wenn man auch weiter nicht viel denkt oder planiert, so fühlt man doch für ein so wohlgeratenes Kind etwas wie Verantwortlichkeit. Und nicht nur ein einzelner, sondern das ganze Dorf. Man überlegt es sich ja nicht so genau, aber im Innern empfindet man recht wohl, daß man zu etwas Schönem, weil es doch so selten vorkommt, Sorge tragen muß. Gesteh's, Vater, warst du nicht auch etwas, sagen wir, stolz auf die Agathe? Nun, also! Was die Alten dürfen, dürfen die Jungen in dergleichen Dingen doppelt. Und dann ist man Dreher und weiß rund von eckig und astiges Holz von ebenmäßigem zu unterscheiden.

Sobald er seinen Hund hatte, oder wieder hatte, was weiß ich, kam der Rote nicht mehr in unsere Werkstatt oder doch nur auf Augenblicke. Er ging nach Feierabend mit ihm zum Dorf hinaus, immer auf einsamen Flurwegen, wie Gespenster tun, und es gab genug Leute, die die beiden scheuten wie Gespenster. Oder er setzte sich auf das Bänklein an der Straße, manchmal auch ins Gartenhäuschen und unterhielt sich mit dem Tier, man hätte sagen mögen, wie mit einem Vernünftigen. Der Hund konnte nicht reden,

aber um so besser horchen, und es war unnatürlich, wie geduldig er bei der Zwiesprache war, an der er doch nur mit den Augen und mit den Ohren mitmachen konnte. Was steckte in ihm? Tut dergleichen ein anderer Hund?

Seit der Hund seine Schnauze im Haus breit machte, war Agathe wie ein Vögelein in der Mauserzeit, das nicht mehr singen und nicht mehr zu oberst auf den Wipfeln und zu äußerst auf den Zweigen sitzen mag. Früher hatten wir oft Gelegenheit gefunden, von Fenster zu Fenster oder von Haustür zu Haustür zu plaudern, oder dann waren wir uns auf der Straße oder auf dem Kirchgang begegnet. Jetzt wollte sich solches nie mehr schicken. Saß herhingegen der Rote auf dem Bänklein, so hatte sie bald am Brunnen, bald im Garten oder im Holzschopf etwas zu suchen, und fand, so fleißig sie sich gab, immer einen Augenblick Zeit, beim Bänklein stehen zu bleiben. Und daß ihr Zünglein noch singen und musizieren konnte, merkte man wohl. Die Mauserlaune war nur für unsereinen, nicht für den Roten und — — — seinen Hund.

Es war Sommer geworden, die Werkstatt heiß wie ein Backofen, in der Schmiede drüben hätte ich es keine Viertelstunde ausgehalten. Der Rote aber hämmerte noch toller als sonst und schürte das Feuer, als wäre er dem Erfrieren nahe. Das funkelte und sprühte, es kann in der Hölle nicht hitziger zugehen. Aber das schien dem Roten eben recht zu sein, und seinem Hund auch. Der lag mitten im Funkengespritz, glotzte seinen Meister an und ließ sich die Zunge eine Elle lang aus

dem Hals wachsen. Dunkelte es, so hörte man ein hölzernes Gätterchen knarren, die beiden Roten verkrochen sich ins Gartenhäuschen, wo es vom Fluß herauf immer kühl wehte, besonders bei Nachtzeit. Und dann redeten sie wieder miteinander.

Einst knarrte das Gätterchen zweimal, kurz nacheinander. Ich weiß nicht, was bei dem Ton in mich fuhr, aber es war etwas Heißes, das mir in den Kopf schoß. Ich schlich zur Hintertüre hinaus, um die Hausecke herum und über die Straße. Und dann lag ich im Straßengraben, gerade unter dem Gartenhäuschen. Das war meiner Seel' kein sauberes Dreherstück, aber man ist im Leben nicht so ausgelernt und für alles und jedes beraten wie im Handwerk. Als ich mich im Graben zurechtrückte, hörte ich den Hund auffahren und knurren. Wenn ich entdeckt würde? Wie wollte ich mich herausreden? Der Schmied beruhigte den Hund, und ein Geräusch im Kies sagte mir, daß er sich wieder hingestreckt hatte.

Der Hund hatte das Gespräch im Häuschen unterbrochen. Eine Weile war alles still. Dann hörte ich von einer singenden, hohen Stimme — man kannte sie wohl im Dorf — die Worte: ‚Ihr habt mir noch nie etwas von Euren Leuten und Eurer Heimat erzählt.' Sie ihrzte ihn also, das machte mich ruhiger. Darauf redete der Rote lange mit seiner wunderlichen Stimme, die fünf Klafter tief aus dem Boden kam, etwa so, wie wenn der Lehrer auf dem Harmonium ganz links auf die Plättchen drückt.

Ich habe jedes Wort behalten, das er sprach. Ich schlage nichts dazu und nichts ab. Ich habe ein gutes

Gedächtnis. Ist's wahr oder nicht, Vater? Hab' ich eine Predigt gehört, so weiß ich sie noch lange auswendig. Ganz so hat der Rote angefangen: ‚Meine Heimat, Jungfer Agathe, ist mir wie das Paradies, ich umschleiche sie in Gedanken wie der Teufel eine fromme Seele. Ihr müßt Euch ein großes Dorf in einem weiten Tal vorstellen, mitten drin die Kirche mit hohem Turm, ganz spitz und ganz in Kupfer geschlagen. Auf den Kirchplatz laufen die drei Dorfstraßen herein, und an der Friedhofmauer fließt der Bach. Zwei Gasthäuser sind am Platz. Zwischen drin steht unser Musikhaus, ich meine die Schmiede. Die Werkstatt ist fast eine Halle. Zwei Essen, vier Ambosse, der Meister, zwei oder drei Gesellen, zwei Lehrbuben. Wenn an Winterabenden die Blasbälge in die Kohlen schnaufen, wenn vier oder fünf Hämmer tanzen, und die Ambosse klingen, wie die Glocken im Turm, stehen die Leute draußen auf dem Platze still und schauen in die glühende Werkstatt, oder an die Kirchenmauer hinauf, wo die Schatten der Gesellen im roten Schimmer wie Riesen oder wilde Teufel gegeneinander schlagen. In dieser Feuerhölle bin ich aufgewachsen. Zwei Stunden weit kamen die Bauern zu uns. Wo zwei Stunden im Umkreis eine Pflugschar, eine Sech, eine Sense oder Axt blitzte, war es unser Werk; die Reifen an den Rädern hatten wir um die Felgen gezwängt; wo ein Hufeisen scharrte, hatten wir es nagelfest gemacht. Den Eggen schlugen wir die eisernen Zähne in die Kinnladen; alle Türen wurden von unseren Händen geschlossen, alle Gärten von uns umfriedet. Das gibt ein Gefühl, Jungfer Agathe, das gibt ein Gefühl!‘

Er schwieg.

Darauf Agathe: ‚Warum habt Ihr das alles verlassen, wenn's so schön war? War's Euch zu wohl? Oder war's die Lust in die Welt? Oder wolltet Ihr etwas Neues lernen? Ich bin eine Hauskatze, ich verstehe dergleichen nicht.'

‚Bei Nacht und Nebel hab' ich mich aufgemacht, zum Dorf hinaus und der Landstraße nach. Als die Sonne aufging, stand ich an einem Kreuzweg und überlegte, welchem Arm am Wegweiser ich vertrauen sollte. Da fiel mein Blick auf meinen Schatten. Er lag langgestreckt auf einer der vier Straßen und schien auf ihr davon zu streben. Ich entschloß mich kurz und ging ihm nach und so immer zu, wenn die Sonne schien. Er hat mich planlos die Kreuz und Quer, ganz verrückt hat er mich im Land herumgeführt, zweimal zu meiner Angst bis an die Marksteine meines Dorfes, aber dann kam das eine Mal eine Wolke und das andere Mal der Abend und hat mir wieder die Freiheit ins Weite gegeben. So trieb ich es oder trieb es mich ein geschlagenes Jahr durch die Welt, und an einem Regentag stolperte ich, ich weiß selber nicht aus welcher Richtung, über dieses Dorf.'

‚Ich versteh' Euch immer weniger,' forschte Agathe. ‚Ihr sagtet mir doch, Eure Heimat sei Euch das Paradies!'

‚Oder die Hölle!' entgegnete er und seine Stimme kam noch tiefer herauf als sonst. ‚Ob sie mir lieb ist! Ich hab' um jeden Fuß und um jedes Handgelenk eine Kette, die mich zurückzieht; aber es ist etwas anderes in mir, das stärker ist als die vier Ketten. Ich

hab' es Euch schon halb gesagt: ich habe die Hölle in mir, die Hölle, wie sie in der Bibel steht. Mich verfolgen vier tote Augen.'

‚Um's Himmels willen! redet nicht so, mir wird wind und weh dabei!' ängstete Agathe.

‚Ich will es Euch berichten, Jungfer Agathe, und nachher haltet von mir, was Ihr wollt. Ich will von vorn anfangen. Ich habe meine Mutter nicht gekannt, sie wurde in der gleichen Stunde begraben, wie ich getauft, sie war an mir gestorben. Damit fing's an. Aber daran trag' ich nicht, und ihr Blick verfolgt mich nicht, denn ich weiß nichts von ihm. Obschon ich ihr das Leben kostete, wird mich meine Mutter im Sterben freundlich angesehen haben, das glaube ich. Sie soll eine gute und milde Frau gewesen sein. Ich bekam eine andere Mutter und meinte lange, es sei die rechte, so gut war sie zu mir. So lebte ich meine ersten zehn Jahre in unvernünftiger Zufriedenheit, wie eine junge Katze oder ein Stück Jungvieh auf der Kälberweide. Dann aber schlug die Fahne um. Ich hatte einen guten Freund, Fritz hieß er und war der Sohn des Lindenwirts, unseres Nachbars. In der Schule saßen wir nebeneinander, und wenn er Tatzen bekam, bekam ich immer auch, grad so viele wie er. Das schweißt zusammen. Es war im Frühling. Wir stiegen an einem warmen Tag in den Wald hinauf und bekamen Lust, mit Feuer zu spielen. Das liegt in jener Jahreszeit den Buben im Blut. Wir trugen Äste zusammen, im Buchenwald lagen sie vom Winter her unter allen Bäumen. Nach ein paar Stunden brannte in einer Reute ein hoher Stoß und flackerte und prasselte so

lustig, daß uns das Jauchzen ankam. Als das Feuer allgemach zusammensank, nahm ich einen Anlauf und sprang über die Glut weg durch die Flammen. Ich war von der Schmiede an Funken und Hitze gewöhnt. Es war ein großer Spaß und ich wiederholte ihn vier-, fünfmal und jauchzte dazu und lachte Fritz ins Gesicht. Da holte auch er zum Sprung aus, aber sei es, daß er ihn zu kurz maß, oder daß ihn im Abspringen die Furcht packte, kurz, er fiel mitten in die glühenden Äste. Ich war erst wie vom Schreck gelähmt. Mit Mühe riß ich ihn heraus. Er brannte und schrie und schlug um sich. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich ihn gelöscht hatte. Und da, als er sich vor mir krümmte und wand und die Fäuste zusammenkrampfte, sah ich zwei Augen, so voll Angst und Schmerz und Vorwurf, daß ich sie nicht mehr vergessen kann mein Leben lang. Er starb zwei Tage darauf, aber seine Augen werden solange leben wie ich.

Das Dorf benahm sich so, als ob ich an dem Unglück die ganze Schuld trüge. So hab' ich die Leute erfahren! Sie laden einem Schuldigen immer mehr auf, als ihm gehört. Ich glaube, da alle zu tragen haben, ist es jedem ein Trost, einen anderen noch stärker keuchen zu sehen, als er selber keucht. Dabei gehen die Erwachsenen voran, die Jungen sind weniger hart, sie tragen noch leichter. So kam es, daß die Alten noch lange mit bösen Blicken nach mir schielten und mit dem Finger auf mich deuteten, als die Kameraden schon alles vergessen hatten, oder so taten. Ja, ich fand wieder gute Freunde und darunter besonders ein armes Bübchen aus dem Hinterdorf, Konradli genannt, das

mir immer an der Seite war, und zwar nicht nur deshalb, weil ich fast täglich mein Vesperbrot mit ihm teilte. Manchmal mußte ich ihm auf meiner Flöte etwas blasen, und dann liefen ihm die Tränen über die Backen. So weich war er. Ich hatte ihn auch lieb und zog ihn allen vor. Wir beschlossen, er sollte Schmied werden, wie es für mich bestimmt war, und wir planierten jeden Tag darüber, wie wir zusammen das Eisen zwingen wollten, ich als Meister, er als Geselle. Da wollte es das Unglück, daß wir auf unserem Dachboden eine alte Armbrust aufstöberten. Alle Buben bei uns schießen gerne, ich weiß nicht, wie es hier ist. Bei Konradli und mir wurde das Armbrustschießen zur Sucht. Wir träumten nachts und in den Schulbänken davon. Aber unsere Armbrust war ein bescheidenes Schießgerät. Sie legte den Bolzen kaum fünfzehn Schritt weit auf den Boden, und daß er in dem Brett, das uns als Scheibe diente, stecken blieb, haben wir nie erlebt. So entstand in uns trotz unserer Leidenschaft oder vielleicht gerade ihretwegen nach und nach eine große Unzufriedenheit mit unserem Gewehr. Ich klagte mein Leidwesen einmal dem Altgesellen, der sich oft mit mir abgab. Er versprach Abhilfe, und eines Sonntags brachte er aus dem Wald ein starkes Eibenstämmchen nach Hause, woraus er unserer Armbrust einen neuen Bogen schnitzte. Der war so stark, daß wir ihn nur mit dem Krapfen und auch so nur unter großer Anstrengung spannen konnten. In heftiger Erregung eilten Konradli und ich in den Baumgarten, wo an einen Baum gelehnt unsere Scheibe stand. Wir nahmen Abstand, fünfzig Schritt,

soviel und mehr trauten wir dem neuen Bogen zu. Ich spannte die Armbrust, und — da geschah's. Die Nuß mußte zu schwach gewesen sein, die Sehne zu halten, sie gab nach, der Pfeil wurde mir aus den Fingern geschlagen, als ich ihn auf den Schaft legen wollte. Er schwirrte gegen Konradli und traf ihn gerade ins Auge. Natürlich ins rechte; wenn das Unglück trifft, trifft es gleich gut. Mir scheint, das rechte Auge ist mehr wert als das linke. Eine schwere Kugel, wie von Glas, floß Konradli über die Backe und die Weste, und er sank vor Schmerz zu Boden. Ich habe ein paar Tage lang geheult wie ein Hund unter der Peitsche. Ich wagte mich kaum mehr auf die Straße. In die Sekundarschule, die ich damals besuchte, ging ich nicht mehr, ich fürchtete die Blicke der Leute. Und wenn ich doch auf jemand stieß, merkte ich, daß man mich für einen Verworfenen oder für einen Teufel hielt, der aus lauter Bosheit andere zu Schaden bringe.

Mein Vater sah meinem Kummer, wie es schien, teilnahmlos zu, er gab mir weder einen guten noch einen bösen Blick, weder ein gutes Wort noch ein böses. An einem Morgen, es war noch stickdunkel, trat er an mein Bett und sagte eher mild als rauh: ‚Steh auf, Andres, du mußt von heut an an den Amboß.' So begann meine Lehre, sie war streng, und das war gut. Ich fand von da an vom Morgen bis zum Abend keinen Augenblick mehr, um an mein Unglück zu denken, und in der Nacht schlief ich, bevor ich die Bettdecke über mich gezogen hatte. Aber manchmal im Traum sah ich die große gläserne Träne aus Konradlis Auge springen oder die beiden Angstaugen des toten Fritz. Dann

schrie ich auf. Erschien die Mutter, um nach mir zu sehen, so stellte ich mich schlafend.

Es vergingen fünf, sechs Jahre, ich war aus einem Lehrjungen ein Gesell geworden und stand am mittleren Amboß, was eine Ehre war, die ich nicht dem Vater, sondern den Gesellen verdankte. In jenen Jahren wuchs uns und mir insonderheit eine Freude im Hause. Mein Vater hatte von seiner zweiten Frau vier Kinder, drei Buben und, als jüngstes, ein Mädchen. Es war zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, fünf Jahre alt. Ihr könnt Euch nichts Anmutigeres und Schmuckeres denken. Wir nannten es Lenchen. Es hatte Haare, etwas dunkler als Ihr, Jungfer Agathe, und Augen auch etwas dunkler, wie Kornblumen.'

Das sagte der Rote etwas zögernd, und er fuhr dann in einem weichen Ton, den ich wohl verstand, fort: ‚Es ist seltsam mit diesen blauen Augen, man ist wehrlos vor ihnen, man muß in sie hineinsehen, und sie schauen uns wieder an wie aus einem anderen, fernen Land. Es ist seltsam mit diesen Augen! Das Lenchen war immer um mich. Am Amboß oder Schraubstock stand es neben mir und sah mir zu, und wenn der glühende Hammerschlag ihm um den Kopf stob, oder wenn die Feilen in den höchsten Tönen sangen, lachte es und klatschte in die Hände, und wir Gesellen schlugen so kräftig drein, als wir vermochten, nur um das Kind lachen und seine kleinen Zähne blinken zu sehen. Die Arbeit lief mir nicht aus der Hand, wenn es nicht neben mir war. Ich holte es oft auf den Armen herbei. Aber da kam wieder mitten in der Freude und sobald ich das Frühere etwas vergessen hatte, das neue

Schreckliche. Ich schmiedete einen Hufnagel zurecht, ich hatte deren schon Tausende ausgehämmert, und es war nie ein Splitterchen davon abgeflogen. Nun aber sprang die Spitze weg und dem Kind ins Auge, es war wieder das rechte. Ich glaube, ich habe gebrüllt wie ein Stier. Der Vater nahm das Kind auf den Arm, die Gesellen und Lehrbuben wichen von mir zurück, und einer, der katholisch war, machte das Kreuz. So also wurde ich angesehen?

Ich lief aus der Werkstatt in meine Kammer hinauf und schloß sie ab. Da erst merkte ich, daß ich immer noch Hammer und Zange in den Händen hatte. Die Zange hielt den Unglücksnagel noch fest. Ich hörte den Doktor kommen und wieder gehen und meine Mutter schluchzen und jammern. Ich konnte nichts denken als: Warum kommt das alles über mich? Gerade über mich, was hab' ich denn an mir?

Als es Bettzeit war, klopfte mein Vater an die Türe. Ich öffnete. ‚Und nun, Andres?' fragte er. ‚Ich geh',' erwiderte ich. Er nickte und ging hinaus. Eine halbe Stunde später trat er mit einem Felleisen wieder ein. ‚Da drin ist alles, was du brauchst, und hier noch etwas auf den Weg.' Damit schob er mir ein paar Goldstücke in die Hand. Er faßte meine Finger, wie er mit der Zange faßte. Die Tränen schlichen ihm in den Bart, das hatte ich an ihm noch nie gesehen. ‚Auf deiner Hand ist ein Segen und ein Fluch,' sagte er, ‚ein Segen bei der Arbeit und ein Fluch für die, — für die, die dich lieb haben. Trag's und geh!' Ehe ich ein Wort erwidern konnte, war die Türe wieder zwischen uns.

Als es vom Turme zwölf schlug, legte ich den Riemen des Felleisens über die Achseln. Ich hatte in das Bündel des Vaters noch meine Flöte gepackt, sie hatte mich früher oft getröstet. Und in die Westentasche steckte ich den Nagel. Ich trug ihn, bis ich in dieses Dorf kam. An jenem Tag hab' ich ihn verloren, er muß beim Pickeln das Tuch durchstoßen haben. Ich schlich wie ein Dieb aus meiner Kammer und das Haus hinunter. Im Schlafzimmer der Eltern war Licht, ich sah's am Schlüsselloch, und drin hörte ich ein schmerzliches Wimmern. Wie ich zum Haus und zum Dorf hinauskam und auf welcher Straße ich in die Fremde lief, weiß ich nicht. Meine Gedanken fingen erst wieder zu schaffen an, als mir die Sonne in die Augen blitzte und ich auf einem Kreuzweg das Wandern nach meinem Schatten begann.'

Der Rote hielt inne, und lange war kein Laut im Gartenhäuschen zu hören. Mir im Graben dauerte die Stille eine Ewigkeit. Endlich kam es zögernd von Agathe: ,Gibt es wirklich glückhafte und unglückhafte Hände? Ich glaub' es nicht. Und die Eurigen? Was Ihr anrührt, gelingt Euch. Der Vater hat Euch schon manchmal gerühmt, und er macht sonst nicht viel Worte.'

,An der Frage habe ich gearbeitet, wie der Bach am Mühlerad, Tag und Nacht und immer im Kreise herum.' So sprach der Rote wieder. ,Zu Hause in der Kammer und auf der Straße beim Wandern verfolgten mich die vier Augen und klagten an und fragten: Warum? Warum hast du uns zugrunde gerichtet? Und

warum triffst du immer die, die dich lieben? Und ich fragte wieder: Warum gerade ich? Was bin ich?

Einmal begegnete ich in der Herberge einem seltsamen Stromer. Er war ein Lehrerssohn und daneben ein Säufer, im Grunde aber ein ehrlicher, lieber, guter Kerl. Sein Handwerk habe ich nie erfahren. Man macht manchmal wunderliche Bekanntschaften auf der Wanderschaft. Ich glaube, er hat einmal studiert. Wir hatten in der Herberge keine zwanzig Worte gewechselt, aber wir walzten dann doch drei lange Sommertage miteinander. Jeder erriet im andern das Tragtier, und so liefen wir nebeneinander her und hinter unseren Schatten wie unter dem gleichen Joch und der gleichen Geißel. Vor dem Abschied zog er mich in ein Wirtshaus und ließ Wein aufstellen. ‚Ich will dir meine Lebensweisheit mitteilen,‘ sagte er nach dem zweiten Glas. ‚Ich ersäufe „Es“ von Zeit zu Zeit. Für mich ist das das Rechte. Du bist stärker und willst „Es“ tragen, aber du stellst es falsch an. Wenn man ein Saumtier belädt, legt man die Last nicht auf eine beliebige Stelle des Rückens, man wählt sie so aus, daß sich das Gewicht am besten verteilt. Die Last wird dich erdrücken, wenn du so trägst wie jetzt. Hast du das Buch Hiob gelesen? Nein? So lies es. Vielleicht findest du dann den Punkt, wo du die Last aufbinden mußt.‘

Noch am selben Tag ließ ich mir in der Herberge die Bibel geben. Die Geschichte Hiobs warf mich die ganze Nacht herum, ich weinte und wußte selbst nicht wie. Gegen Morgen, als die Scheiben heller wurden, fiel mir das rechte Licht in die Augen. Hiob war

mein Bruder, nur daß es ihm noch viel schlimmer ging als mir. Hat er nicht auch geschrien: ‚Warum?‘ Das gleiche Warum, das ich schrie? Ich besann mich auf einen beängstigenden Ausspruch des Lehrerssohns. ‚Hast du auch schon gelesen,‘ sagte er einmal, ‚daß die Gelehrten ausrechnen, wie viele Trunkenbolde, wie viele Diebe und Mörder und Verrückte auf zehntausend Menschen kommen? Nein, nicht kommen, sondern kommen müssen! verstehst du: kommen müssen, müssen! Die einen sind Gottes und die andern des Teufels, und vielleicht sind gerade die Gottes, von denen man es nicht glaubt. Ist das nicht schrecklich und tröstlich?‘ ‚Schrecklich,‘ entgegnete ich, ‚ist das freilich, aber den Trost sehe ich nicht.‘ Darauf er: ‚Du wirst ihn noch finden.‘

‚Habt Ihr ihn gefunden?‘ forschte Agathe beklommen. Man merkte am Ton, daß ihr das Herz zitterte.

‚Wie man's nimmt,‘ gab der Rote zur Antwort. ‚Ich habe eine Auslegung gefunden und vielleicht ist's ein Trost. Ein Trost? Was ist Trost? Trost heißt verzichten, Trost heißt sich beugen und annehmen, Trost ist etwas Trauriges, bis man sich daran gewöhnt hat, ein Leidträger zu sein. Seht, Jungfer Agathe, wir alle müssen durch einen Fluß, der fließt voll Leiden, und ein jeder muß da durch, wo er darauf stößt. Die einen treffen auf eine Furt, und es geht ihnen nur bis über den Rist, oder höchstens bis zum Knie, die andern treffen auf Tiefen und es steigt ihnen bis zum Mund oder gar über den Kopf hinaus. Das scheint ungerecht, aber die einen müssen eben schlucken, damit die andern trocken durchkommen, oder doch fast. Wäre

alles Leid ebenmäßig verteilt, so wäre es viel weniger hell auf der Welt. Das Menschenlos ist wie unsere Erde, Höhen und Tiefen, helle Gipfel und schwarze Schluchten. Wer wünschte das anders? Wäre es nicht töricht von der Schlucht, zu klagen, daß sie kein Gipfel ist? Und ist es für den dunkeln Grund kein Trost, zu wissen, daß die Spitze auf seine Kosten leuchtet? So, Jungfer Agathe, habe ich es mir auf meinem Wandern und in den langen Herbergsnächten zurechtgelegt. Ich murre jetzt nicht mehr so oft, und es wurde immer besser, bis — nun, ich trage, wie ich's vermag, und bin ein währschaftes Saumtier geworden.'

Agathes Stimmchen klagte, diesmal nicht so hoch wie sonst: ‚Es ist nicht zu fassen, es ist zu grausig, daß einer so für andere tragen soll!'

Darauf der Rote: ‚Glauben wir nicht, daß einmal einer das Leiden der ganzen Welt auf sich genommen hat? Was ist unsereiner dagegen?'

Man merkte an der Stille, wie Agathe das Wort überdachte. Endlich sagte sie: ‚Ich habe einmal einen Spruch gelernt: Selig, die da Leid tragen.'

‚Ach ja,' erwiderte der Rote, ‚an guten Verheißungen fehlt es nicht. Aber was nützen sie? Man muß alles selber durchkauen. Für mich wäre beinahe alles im reinen, wenn ich nicht unter Euern Geranienstöcken stehengeblieben wäre.'

‚Was wollt Ihr damit sagen?' tönte es erschrocken zurück.

‚Wenn mein Schicksal noch einen Schritt weiter ginge, wenn noch ein lieber Mensch — Es ist mit keiner Zange zu fassen!'

Hier stockte Hannes, es schien ihm schwer zu fallen, weiter zu fahren, er krallte seine groben Fäuste und suchte so Kraft. Dann kam es stoßhaft heraus:

„In diesem Augenblick hörte ich im Gartenhäuschen eine Bewegung, ein Sich-Werfen von ihr zu ihm, das merkte ich wohl, und dann einen Laut —, man weiß, wie es tönt, wenn Lippen voneinander lassen. Darauf die Worte des Roten, wie im Schraubstock gepreßt: ‚Ich bin ein Teufel. Ich handle wie ein Teufel!‘ Sein Mund wurde ihm geschlossen, das Wort „Teufel“ mit Lippen zerdrückt. Mir zersprangen die Adern fast am Hals und an den Schläfen, mein Kopf sauste wie ein Wasserfall.

Wieder tönten die Lippen und darauf noch einmal die Worte des Roten: ‚Agathe, laß! ich bin ja des Teufels!‘

Sie schluchzte: ‚Und ich will dem gehören, dem du bist.‘

War das sie? Die Sanfte, Gute, die bei der Konfirmation den „Glauben“ sagen durfte? Ich sprang vom Graben auf und nach Hause. Der Hund im Gartenhäuschen schoß heraus und heulte gegen den Gartenhag wie vom Teufel besessen. Ich glaube, Agathe und der Rote haben von allem nichts mehr gehört. ‚Und ich will dem gehören, dem du bist.‘ Ich frage, ist eine solche Rede natürlich, von so einem Mädchen?

Ich habe nicht viel geschlafen in jener Nacht und die beiden andern auch nicht. Gegen Mitternacht tönte eine Flöte vom Kirchenrain herüber, so verworfen schön, daß ich unters Fenster lag. Drüben in der Schmiede stand auch ein Fenster offen, und im Dunkel schimmerte

etwas Weißes. Das war sie. So hörten wir beide dem Teufelsspiel zu, ich weiß nicht wie lange. Zwischen uns war die Straße und viel mehr. Ich schäme mich, es zu sagen, mir wurde ganz weich, ich hätte dem Schelm in jener Stunde keinen Hobelspan nachwerfen können.

Auf einmal ging in der Schmiede ein Lärmen los. Die alte Gutmännin mußte gehört haben, daß Agathe noch nicht unter der Decke war. Sie fuhr herein und polterte wie ein Mühlenwagen auf der Holzbrücke: ‚Er muß mir aus dem Haus, der Satan, sonst wird er dich noch ins Unglück bringen.'

Das Fenster wurde zugeschlagen, aber es wetterte noch lange hinter den Scheiben.

In jener Nacht wurde es mir gewiß, daß es mit dem Roten nicht richtig war. Ich habe alles, was ich jetzt von ihm wußte, durchwühlt und durch das Sieb gelassen: Wie er mit einem Donnerschlag neben mir auftauchte, am Tag der Überschwemmung; wie das Wasser ihn scheute; wie er seinem Schatten nachlief, — wo hat man das schon gehört? — wie er sich mit dem roten Hund zusammentat, mit einem Hund, der lachen kann; wie ihm alles geraten aus ungelehrten Händen ging; wie er die Agathe verhexte, mit verteufelt klugen Worten ihr Mitleid rührte; wie er ihr das dumme Herz umkehrte mit seinem Flötenspiel, das aus einem Himmel zu kommen schien und Höllenblendwerk war. Und wie alle Schaden nahmen, die sich an ihn hängten. Das ist nicht alles Zufall! Das hat der Böse in ihm getan, und wenn er eine unglückhafte Hand hatte, so war es eben eine Satanshand. Hat er

nicht selber erzählt, er sei durchs Feuer gesprungen, bis der Kamerad ihm nachsprang und verbrannte? Ist dem Konradli nicht der Pfeil aus seiner verworfenen Hand ins Auge gespritzt und nicht vom Armbrustschaft? Hat er das Schwesterchen nicht immer an den Amboß gelockt oder gar getragen? Man muß seine Erzählung nur recht auslegen. Ist es ein Wunder, daß seine Mutter an ihm starb? Welche Mutter möchte noch leben, wenn sie einen solchen Greuel zur Welt gebracht hat? Und nun war die Agathe in seinen Fingern! Es würde ihr gehen wie dem Fritz, dem Konradli und dem Lenchen. Ich dachte an ihre Flachsblütenaugen und faßte meinen Entschluß. Ich wollte sie frei machen. Ich ging am Morgen zum Schmied Gutmann hinüber und trat in die Stube. Sie waren alle darin beisammen, Agathe, der Schmied und die Alte. Sie waren aufgeregt. Die Gutmännin hatte gesprochen, brach aber ab, als ich eintrat, der Schmied sah mich mit seinen guten Augen ungewiß an, Agathe saß am Fenster und schaute hinaus, sie war nicht in der Stube anwesend, das sah man wohl, sie war unten in der Schmiede. Ich wollte meine Sache sagen, aber es war, wie wenn mir einer das Maul zudrückte. Jetzt fing es unter uns in der Werkstatt an zu singen und zu schreien und zu zischen und zu heulen, daß der Boden zitterte. Der Rote arbeitete mit der Feile, aber wie? So etwas habt Ihr noch nie tönen hören! Agathe stand auf, sie zitterte, die Alte hielt sich die Ohren zu, der Schmied aber schaute mich noch immer mit seinen guten Augen an, oder an mir vorbei, was weiß ich. Da stieß ich heraus: ‚Er ist ein Teufel! Er ist der

Teufel selber!' und sprang auf Agathe zu und wollte sie fassen und fortreißen und retten. Sie aber stieß gegen mich mit ihrer kleinen Faust, gerade da, an den Hals, daß es mir die Stimme und den Atem verschlug. Und da schoß auch der rote Hund unter dem Tisch hervor und stellte sich vor mich hin. Ich sah wohl, daß er verflucht gewetzte Zähne hatte und daß er wieder lachte, lachte! Mir hat es im Kopf zu brausen begonnen wie in der Nacht im Graben. Wie ich hinauskam, weiß ich nicht, der Vater da behauptet, ich habe nachher sechs schöne Weinhähne aus Kirschbaumholz mit dem Beil zerhackt, und mit den Stücken die Scheiben zerschlagen. Davon weiß ich nichts, aber es könnte schon wahr sein. Wer den Roten feilen hörte an jenem Tag, weiß, daß es wahr sein kann."

„Ja, es ist gewiß und wahr," bestätigte Vater Thomas. „Und seither ist der Hannes so, wie Ihr ihn seht. Er sinnt immer der Agathe nach und glaubt nun steif und fest, der Rote sei der Hauptteufel selber gewesen und der rote Hund ein Unterteufel."

„Und auch das ist wahr," unterbrach ihn Hannes. „Ich hab's im Jünglingsverein bewiesen, und sie haben es mir geglaubt, und wir haben für Agathe gebetet. Aber so ist es, heutzutage glauben die Jungen mehr als die Alten."

Dies sagend warf Hannes einen sprühenden Blick auf seinen Vater.

„Von da an verfolgte mich der Rote," fuhr er, ruhiger geworden, wieder fort. „Es trieb mich oft aus der Werkstatt hinaus ins Feld, in den Wald, zum Fluß hinunter. Ich hatte keine Ruhe mehr. Agathe ging

mir aus dem Weg und schien mich zu fürchten. Mich! den Johannes Kägi, den sie von Jugend auf kannte. Ist es ein Wunder, daß es mich umtrieb? Und da geschah es eines Abends, zwischen Tag und Nacht, daß der Teufel plötzlich vor mir stand, mit dem Hund natürlich, den er mit der Hand am Halsband kurzhielt. Er redete mich mit seiner sanftesten Stimme an: ‚Hör', Hannes, wir waren doch einst gute Freunde. Wir wollen's besprechen, in aller Ruhe, traue mir wieder. Sei vernünftig!'

Ich wußte genug. Er wollte mich betören und zugrunde richten, wie die Früheren. Ich spuckte im Bogen gegen ihn aus und lief nach Hause. Hab' ich eine Angst vor ihm gehabt! Man hat nur ein Leben und eine Seele! Am folgenden Abend stand er wieder vor mir und wieder sprach er mich an: ‚Hör', Hannes!' Und so dreimal in jener Woche. Ich trat nicht mehr über unsere Hausschwelle hinaus. Einmal, nachts, hab' ich ihn an meinem Bett gesehen, leibhaftig stand er zwischen mir und dem Fenster. Ich wollte schreien und brachte nichts heraus, und als ich mit der Faust nach ihm schlug, traf ich ins Leere. Ich zündete Licht an, es war nichts in der Kammer, Fenster und Türe geschlossen. Wie war er herein- und hinausgekommen? War das natürlich? Der Vater kam herüber und erklärte mir vernünftig, wie er es kann, es sei alles nur ein leeres Traumbild gewesen. Natürlich, wenn einem nachts der Teufel ans Bett tritt, ist es ein leeres Traumbild, man hat mir diese Weisheit seither oft wiederholt, denn er hat mich noch manches Mal angefochten.

Ich fing an, die ganze Nacht das Licht zu brennen. Es half nichts. Er kommt auch bei Licht, nur geht er dann, sobald man ihn scharf ansieht. Was sollte ihm auch ein Lichtlein anhaben, wenn er doch aus dem Höllenfeuer kommt?

Am Samstagabend waren die Ledigen auf der Gasse, wie das Brauch ist. Sie riefen mich heraus, ich wäre sonst nicht gegangen. Mir ahnte nichts Gutes. Man wollte etwas gegen den Roten unternehmen, denn daß er das schönste Mädchen im Dorf verhext hatte, machte uns alle wild. Auch dem Schmied Gutmann wollte man es einsalzen, er hatte im „Ochsen" offen herausgesagt, der Rote wäre ihm ein ganz anständiger Tochtermann. Der Teufel hatte auch dem den Kopf verrückt. Bei den Besten geriet es ihm am leichtesten.

Wir lärmten vor der Schmiede und forderten den Roten heraus. Wir riefen und johlten mit verstellten Stimmen, wie's Brauch ist: ‚Heraus, Nachtknaben, heraus! Alle Knaben heraus!' Darauf verzogen wir uns in die Hintergasse, dort wollten wir es ausmachen. ‚Er wird nicht kommen,' sagte ich zum Altburschen, ‚denn wenn der Teufel auch nicht allwissend ist wie der Herrgott, so hat er doch eine feinere Nase als unsereiner.' ‚Keine Sorge, Hannes,' meinte der Altbursche, ‚wenn er der Teufel ist, kommt er erst recht.' Er sollte recht behalten.

Es war stockfinster, kein Mond und kein Stern am Himmel. Wir versteckten uns hinter die Hausecken und Grünhäge, oder in den Schöpfen, und einer rief von Zeit zu Zeit: ‚Heraus, Nachtknaben, heraus!' damit er wußte, wo wir zu finden waren. Es ging nicht lange,

so kam einer daher, beim Gäßchenbrunnen vorbei. Er trank Wasser von der Röhre, das merkte man, weil das Plätschern im Trog eine Weile aufhörte. Jetzt pfiff der Altbursche durch die Finger so laut, daß es über das ganze Dorf ging. Wir sprangen hervor, wir packten ihn und schlugen zu. Ich habe auch drein geschlagen und, Gott verzeih mir's, nicht am schwächsten. Er schrie und tobte, man warf ihn in die Straßenschale, und dort machten sich die Schuhe mit ihm zu schaffen, bis er stiller wurde. Jetzt schien es dem Altburschen genug. Er pfiff wieder durch die Finger und wir wollten abziehen. Da wurde es plötzlich hell um uns. Es ist nicht zu glauben: der Rote stand mitten in der Straße, ganz ruhig, als wäre weiter nichts. Er hatte ein Zündhölzchen angestrichen und steckte sich die Pfeife an. Die Flamme wurde in den Pfeifenkopf hineingesogen und sprang dann wieder heraus, drei-, viermal, und drei-, viermal wurde es um den Roten hell und wieder dunkel. Neben ihm stand sein Hund und streckte uns die Zunge heraus. Mir wurde unheimlich, der Atem stockte mir, den andern wohl auch. Was war denn los? Wenn der Rote auf der Straße stand, wer stöhnte denn so laut neben uns im Straßengraben? Keinem fiel es ein, auf den Teufel loszugehen und ihm seine Suppe einzulöffeln. Was hätte es auch genützt? Er wäre in den Boden geschlüpft. Einer nach dem andern schlich davon, mich aber packte es von innen und ich schrie: ‚Der Teufel ist los, der Teufel ist los!' So lief ich die Gasse hinunter und nach Hause.

Hernach geschah das Verrückteste an der ganzen Geschichte. Mitten in der Nacht klopfte es bei Weber-

Hansen an die Haustüre, ans Fenster, ans Scheunentor, bis man Licht machte und den Kopf hinausstreckte. Auf dem Stein vor der Tür stand der Rote und neben ihm auf dem Sitzbänkchen lag der Bert, der Weber-Bert, ganz ohnmächtig. Der Rote wollte ihn in der Straßenschale aufgelesen und nach Hause getragen haben. Denkt Euch, wir sollten den guten Bert, den wir alle wohl mochten, elend und lahm gehauen haben! Wer glaubt dergleichen? Ich könnte schwören, daß es der Rote war, ich kannte ihn am Schritt, so ist der Weber-Bert nie gegangen. Und es war auch des Roten Stimme. Der Bert singt zwar auch im Baß, aber man verwechselt doch zwei Stimmen nicht wie zwei Faßzapfen! Ich erkläre mir's so: Der Rote hat die Schläge ohne Schaden aufgefangen und an den Weber-Bert weitergegeben, und der wird nun sein Leben lang daran hinken. Ja, so ist's. So hab' ich's auch dem Statthalter ins Gesicht gesagt, als er am Montag darauf ins Dorf kam und seine dicke Kupfernase in den Handel steckte. Er konnte mir nichts, rein nichts entgegenhalten, er hat mich nur erstaunt angesehen und kein Wort gesagt. Bei sich hat er mir wohl recht gegeben, aber so ein Brillenherr darf vor den Leuten nicht mehr an den Leibhaftigen glauben, heimlich tut er's ja schon. Der Esel hat uns gebüßt und den Teufel noch mit einem Lobspruch eingesalbt. Es ist zum Lachen!

Vor dem Statthalter erfuhr man auch, daß der Rote gesonnen war, das Dorf zu verlassen. Ob er wieder seinem Schatten nachtrotten wollte? Die Agathe meinte er mitzunehmen oder später einmal abzuholen,

man weiß nicht genau, wie er sich ausgesprochen hat. Er wird schon gesagt haben „mitnehmen", das beweist der Ausgang.

Es war ein schöner Heumonat dies Jahr. Er wird hier auch nicht anders gewesen sein. Drei Wochen Oberwind und kein Tropfen Regen. Aber in der Nacht, als drüben in der Schmiede der Rote sein Bündel schnürte und das Dorf schon aufatmete, brach ein Wetter los, wie das Tal seit Menschengedenken noch keines erlebt hatte. Was sagt Ihr dazu? Grad in jener Nacht! Dreimal schlug es im Dorf ein, zuerst in den Kirchturm, dann in die mittlere Pappel beim „Ochsen" und zuletzt in Förster Rudolfens Scheune, das ist unser Altbursch, der in der Samstagsnacht das Zeichen pfiff. Ich glaube fest und heilig, daß der Blitz Befehl hatte. Er brachte das Haus nicht zu Flammen, oder sollte es nicht, wer weiß warum, aber er erschlug die schönste Kuh im Stall, mitten aus acht Stück heraus. Da hast du's! Geht so etwas mit rechten Dingen zu? Der Pfiff kam den Rudolf teuer zu stehen!

Nach dem ersten Wetter stieg ein zweites auf, und am Morgen ein drittes. Das war das grausigste. Zum zweitenmal im Jahr fing der Fluß zu tosen an und wieder mußten die Sturmglocken gerissen werden. Ich lief nicht ins Gemeinwerk, ich sah den Roten unter dem Vordach der Schmiede sitzen und wollte sehen, was mit ihm würde. Er hatte sein Felleisen umgehängt, vor ihm hockte der rote Hund, hielt ihm die Schnauze aufs Knie und ließ sich streicheln.

Im Garten stand Agathe und richtete die Bohnenstangen auf, die der Sturmwind umgestoßen hatte. Sie

sah elend aus. Das Wasser floß ihr aus den Kleidern, denn es goß wie aus den Hydranten. Sie schien es nicht zu beachten. Die alte Gutmännin riß oben ein Fenster auf, warf grimmige Blicke zu Agathe hinüber und zu dem Roten hinab. ‚Treiben sich immer noch Hunde um's Haus?' schalt sie und schlug das Fenster so heftig zu, daß eine Scheibe in Scherben ging und hinunter klirrte. Der Rote rührte sich nicht. Er schien auf etwas zu warten, ganz geduldig, wie einer, der seiner Sache sicher ist. Er blinzelte nur dann und wann, bald nach dem Regenhimmel oder nach dem Straßengraben, der bis zum Rand voll lief, bald nach Agathe, die sich im Wasser aufzulösen schien.

Da fingen die Sturmglocken aufs neue zu heulen an, man hörte im Oberdorf laute Rufe, und dann kam es die Dorfstraße herunter, ein paar Fuß hoch, gelb, zornig, ungeheuer, daß es einen den Rücken hinauf fror. Der Fluß war oben ins Dorf eingebrochen und rollte jetzt die Straße hinunter. Das teuflische Rauschen werde ich nie mehr vergessen. Es war, als wenn der Wasserlauf vorn Augen hätte wie Schlangen, die gierten, was sie verschlingen könnten.

Der alte Wagner ging in diesem Augenblick über die Straße und wurde gepackt. Er konnte sich mit Not am Stiegengeländer festhalten, sonst hätte es ihn umgerissen und fortgeschwemmt.

Bei der Wagnerei fängt die Straße etwas zu steigen an. Das Wasser stürzte links in einen Bungert und gegen Schmied Gutmanns Garten. Man hätte nicht auf hundert zählen können, und schon war der Grund bis zum Fluß hinunter tief ausgefressen. Gutmanns

7*

Gartenzaun wurde zerrissen und die Latten wie Zündhölzchen fortgespült. Drauf ging's über die Gartenbeete her, das Wasser strömte gelb in den Garten hinein und schwarz heraus. Immer weiter wühlte es sich ein, der Boden zerbröckelte oder löste sich auf und wurde verschluckt.

Dann geschah das Entsetzliche.

Agathe stand ratlos im Garten und wich Schritt für Schritt vor dem Wasser zurück. Aus dem Stubenfenster schrie die Schmiedin. Der Rote war aufgestanden und langsam zu Agathe hinübergegangen. Mitten im Garten standen zwei Oleanderbäumchen in Kübeln. Sie blühten wie Rosenbüsche. Um sie war Agathe besonders besorgt. Sie war eine Blumennärrin. Sie wollte einen der Stöcke gegen das Haus hin schleppen, aber die Kraft reichte nicht aus. Sie war so zart gebaut! Da faßte der Rote mit an, und sie trugen zusammen den ersten Stock unter das Vordach der Schmiede. Unterdessen hatte sich das Wasser bis hart an den zweiten herangewühlt. Der Rote bückte sich und streckte die Hand in den eisernen Griff, der am Kübel angebracht war. Dabei sah er zu Agathe auf. In dem Augenblick glitt der Stock ins Wasser. Mir schien, der Rote habe ihn hinabgestoßen, ja, ich glaube es gewiß! Er ließ sich vom Stock mitreißen, er stand bis zu den Hüften im Wasser und streckte die Hände nach Agathe aus, wie wenn er sie zur Reise einladen wollte. Und das Unglaubliche geschah. Agathe sprang ihm mit geöffneten Armen nach. Ich höre den Schrei noch. Es war kein Not- und Schmerzensschrei, ein Freudenschrei war's. Die zwei

umfaßten sich und dann trug sie das Wasser fort, dem Fluß zu, erst langsam, dann schneller, erst waren sie noch aufrecht, dann fingen sie an zu schwanken. Ich sprang aus dem Fenster und über die Straße, ihnen nach, ans Ufer hinunter. Sie waren schon mitten im Fluß. Die Köpfe und Schultern schauten noch heraus, sie gingen mit den Wellen auf und ab, auf und ab. Wäre Rettung möglich gewesen, ich wäre Agathe nachgesprungen und hätte sie ihm entrissen. Aber was hätte ich vermocht gegen ihn und den Fluß? Jetzt tauchten sie unter, es war zum Umsinken, dann erschien noch einmal sein Arm, er streckte ihn hoch auf, und mit den Fingern drehte er mir eine Nase. So wahr ich hier am Tische sitze, hat er mir noch eine Nase gedreht. Wär's nicht so entsetzlich gewesen, ich hätte geflucht. Dann war nichts mehr zu sehen als gelbes Wasser und ein paar Tannen, die talab schossen, den beiden nach. Ich versuchte zu schreien, aber der Fluß überbrüllte mich. Ich wollte zur Schmiede hinauflaufen, und stieß auf die Gutmännin. Sie hatte das Unglück auch gesehen und schrie: ‚Wo ist die Agathe? Wo ist die Agathe?' Auf einmal war der rote Hund bei uns, ich hatte ihn nicht kommen sehen, sie auch nicht. Er stand zwischen mir und der Alten, schaute hinaus ins Wasser und dann an mir hinauf und lachte dabei, wie auch schon, der verfluchte Hund! Ich wollte ihm mit dem Schuh heimzünden, aber er sah mich so teuflisch an, daß ich's unterließ. Er streckte den Schwanz weit von sich und rannte davon, an der Schmiede vorüber und durchs Unterdorf hinaus. Man hat ihn nie mehr gesehen, er wird seinen Meister schon wiederge-

funden haben. Denn der Rote ist nicht ertrunken, das bindet mir niemand auf. So einer kommt nicht unters Wasser, wenn er nicht will.

Man hat auch von der Agathe keine Spur mehr gefunden. Ist das natürlich? Sonst werden die Leichen ans Land getrieben, und wär's auch erst unten bei Basel, es ist wie wenn das Wasser wüßte, daß die Toten in den Erdboden gehören, Staub zu Staub; heißt's nicht so? Aber das Wasser kann nur aussetzen, was es hat, die beiden hat es nicht. Ich habe den Beweis. Der Rote ist mir seither schon manchmal leibhaftig erschienen, bei Nacht und sogar bei Tag, die Agathe nie, nur er. Überall ist er, Ihr seht ihn nur nicht, aber ich sehe ihn, denn ich bin sehend geworden. Hinter allem lauert er und kann er hervortreten. Im heurigen Kalender steht: Jahresregent ist Jupiter. Nein, Jahresregent ist der Böse, immer er. Er weiß, daß ich ihm die Larve vom Gesicht gerissen habe, und dafür verfolgt er mich, aber ich wehre mich, er soll keine Gewalt über mich haben. Arme, gute Agathe, du warst ihm nicht gewachsen!"

Hannes schwieg. Er zog fast feierlich den Kochlöffel mit Agathes Bild aus der Tasche, streichelte es und schaute es mit glänzenden Augen an.

Vater Thomas fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirne. Man sah, wie schwer es ihm war. „Nun habt Ihr's gehört, gute Freunde! Ist es nicht traurig?" seufzte er. „Sagt ihm nun Eure Meinung. Meine Rede ist für ihn Wind."

Der Trottenbauer und seine Frau fanden nicht gleich ein passendes Wort. So fuhr Vater Thomas wieder

fort: „Ich sag dir's wieder, Hannes. Hinter allem, was man nicht begreift, sucht man das Böse oder den Bösen. Das ist Kinderei. Bin ich da anno 59 mit meinem Bataillon in den Tessin marschiert. Wir kamen über eine Brücke, die unglaublich hoch über den Fluß ging, unglaublich. Von der man sagt, der Teufel habe sie gebaut. Was ein Urner Maurer nicht zuweg bringt, stammt von einem Verworfenen. Hannes, ich wollt', ich wär' so ein Verworfener, der alles kann."

„Vater, versündige dich nicht!" rief Hannes erschrocken. Thomas fuhr unbeirrt, wie für sich sprechend, weiter: „Einenweg, 's war schad um den roten Schmied, 's gibt keine zwei Hände mehr so, weit und breit. Die Agathe hat ihn besser gekannt als du!"

Hannes richtete sein dunkles Auge auf seinen Vater und lächelte mitleidig, als wollte er sagen: „Was verstehst du?" Laut sprach er: „Also das Gute kommt vom Bösen?"

„So mein' ich's nicht. Es kommt von denen, die in kein Klaftermaß passen," erwiderte der Vater ruhig. „Wer Gutes schafft, gehört nicht zu den Bösen. Auch sag' ich dir das: Von euch beiden war nicht er der Böse. Was hat er dir zuleid getan? Daß er der Agathe besser gefiel als du? Du, du hast ihn verfolgt, nicht er dich. Du hast bei der Gutmännin gegen ihn gegeifert in deiner Eifersucht und die Nachtbuben gegen ihn gehetzt. Er lief dir nach, weil er den Frieden wollte. Du aber verfolgst ihn immer noch, und doch ist er schon lange tot und vom Flußgetier gefressen. Laß von ihm, so wird er von dir lassen. Ich mußte dir das wieder einmal sagen, Hannes."

Hannes erhob sich erregt und nahm das Lämpchen zur Hand, das die Trottenbäuerin bereit gestellt hatte. Unter der Türe drehte er sich noch einmal um und verkündete prophetisch: „Der Vater versteht nichts von diesen Dingen, er hat nicht das Gesicht dazu. Aber er nimmt mir die Kraft mit seinem Gerede, und wenn mir der Rote einmal Meister wird, so wißt Ihr, wer schuld daran ist. Doch ich wehr' mich, ich wehr' mich!"

Wie einer, der zum Kampf entschlossen ist, stieg er in die Schlafkammer hinauf. Sein Vater sah ihm bekümmert nach und richtete dann seine Augen fragend wieder auf seine Wirte. Der Trottenmarti fuhr sich bedächtig mit den Fingern durch den Bart und murmelte: „Er ist schwer bestraft."

Thomas glaubte ihn zu verstehen und klagte: „Ja, ja, warum wollte er so hoch hinaus! Mußte es denn gerade die Schönste sein? Die verfluchte Liebe!"

Nun fuhr die Trottenbäuerin drein: „'s war nicht die Liebe! Macht mir die nicht schlecht, Thomas! 's war der Haß, der Haß! Was mußte der Ausgestoßene gelitten haben, und wie hat ihm der Johannes geholfen? Ihr habt es ja selber gesagt!"

Unterdessen war auch der Trottenmarti mit seinem Gedanken fertig geworden: „Es ist, weil er fester an das Böse glaubte als an das Gute."

Thomas schüttelte den Kopf: „Was wissen wir?"

In sein klagendes Wort fiel nochmals die Stimme der Trottenbäuerin: „Wir armen Menschen."

Dabei blieb es an jenem Abend.

## Für reichsdeutsche Leser

Bungert, Baumgarten.
klottern, klappern.
Krapfen, Spanner an der Armbrust.
Reistenbart, Flachsbart.
Reute, ausgerodete Waldstelle.
Rieberli, Hahn, Zapfen.
Schöpfe, Schuppen.
Sech, das vordere Pflugeisen.
Sechtröhre, Röhre zum Laugen, Seihen.
Steig, steile Abdachung eines Berges.
Tanse, Milchgefäß.
Tobel, Tal, Schlucht, Hohlweg.
Wächterli, Verschlußzapfen.
währschaft, kräftig.
Wallholz, kleine hölzerne Walze.

# Werke von Jakob Boßhart

Im Verlag H. Haessel, Leipzig:

Im Nebel. Erzählungen aus den Schweizer Bergen. 2.—5. Aufl., 1921.

Vor dem Umsturz. Erzählungen aus dem alten Bern. 2.—7. Aufl., 1921.

Durch Schmerzen empor. Zwei Novellen. 2.—3. Aufl., 1919.

Früh vollendet. Novellen. 2.—3. Aufl., 1919.

Erdschollen. Novellen und Skizzen. 3.—6. Auf., 1921.

Opfer. Novellen. Erstes und zweites Tausend 1920.

Im Verlag Huber & Co., Frauenfeld:

Träume der Wüste. Orientalische Novelletten und Märchen. 1918.

Irrlichter. Drei Novellen (Schweizerische Erzähler, Bd. 14). 1917.

Zuerst in der „Neuen Zürcher Zeitung", später in Buchform bei Grethlein & Co., Leipzig, erschien:

Ein Rufer in der Wüste. Roman. 1921.*)

Die in Zeitschriften zerstreuten Gedichte sind noch nicht gesammelt erschienen.

---

*) 1922 mit dem Gottfried-Keller-Preis der Martin-Bodmer-Stiftung (im Betrage von 6000 fr.) gekrönt.

# Die Schweiz
# im deutschen Geistesleben

## Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

## Harry Maync (Bern)

Als Ziel dieses Unternehmens schwebt eine Art Enzyklopädie des deutsch-schweizerischen Geistes vor. In einer zwanglosen Folge schmucker und wohlfeiler Bändchen sollen das völkische Wesen und die geschichtliche Leistung der alemannischen Schweiz herausgearbeitet und der bedeutende Anteil aufgezeigt werden, den sie an Kunst und Kultur des ganzen deutschen Sprachgebietes von jeher gehabt hat und fortdauernd nimmt. Dabei werden auch die fruchtbaren Wechselbeziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland (Goethe, Heinr. v. Kleist, Richard Wagner, Nietzsche in der Schweiz; G. Keller, Stauffer-Bern in Deutschland) beleuchtet werden. Neben den tieferen historischen Interessen soll den lokalgeschichtlichen Neigungen Rechnung getragen und ferner versucht werden, auch die vielen vorübergehenden Gäste der Schweiz literarisch zu fesseln und dieser dadurch innerlicher zu verbinden. Denn möglichst weite Kreise der Gebildeten und Bildungsbedürftigen gilt es heranzuziehen und anzuregen. Darum sind die Bändchen

zwar von namhaften Fachvertretern (zumeist schweizerischer Nationalität) bearbeitet, aber in gut gemeinverständlicher Form ohne viel gelehrtes Beiwerk gehalten. Der deutsche Herausgeber wirkt seit nunmehr anderthalb Jahrzehnten als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität der Bundeshauptstadt und widmet den Zusammenhängen zwischen dem gesamtdeutschen Geistesleben und dem der deutschen Schweiz seine ganz besondere Beachtung.

In erster Linie wird die Literatur Berücksichtigung finden. Zusammenfassende Darstellungen und Auswahlausgaben mit charakterisierenden Einleitungen werden einander ablösen, wertvolle Werke älterer Zeit ganz oder auszugsweis in Neudrucken vorgelegt und bedeutsame neue Dichtungen erstmalig veröffentlicht werden. Neben einzelnen Dichterpersönlichkeiten (Manuel, Haller, Geßner, Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler, Federer usw.) sollen größere Zeiträume (Minnesang, Humanismus, Literatur der Gegenwart) und einzelne Gattungen und Richtungen (das schweizerische Drama, das historische Volkslied, die Mundartdichtung) in ihrer Entwicklung vorgeführt und des weiteren Überblicke über die Bedeutung einzelner Literaturstädte (Basel, Bern, St. Gallen, Zürich) und über die dichterische Behandlung landschaftlicher Einheiten (der Bodensee, das Berner Oberland, das Engadin) geboten werden.

Nicht minder liebevolle Beachtung wird sodann die bildende Kunst erfahren, sowohl in kunstgeschichtlichen Abrissen, als auch in Bildersammlungen, für die ein größeres Format vorgesehen ist. Bedeutende Persönlichkeiten (Graff, Böcklin, Hodler) und große Einzelwerke (Holbeins Totentanz, die Münster von Bern und Basel) erhalten Sonderdarstellungen; daneben ist die Sammelvorführung von Gemäldegruppen, von historisch wertvollen Profanbauten, Toren, Brunnen, Brücken, von Volkstrachten u. dgl. geplant.

Reiche Ausbeute verbürgen Geschichte und Kulturgeschichte. Auch auf diesem Gebiete sollen teils ganze Zeitalter (Urgeschichte, Pfahlbau; Reformation, Helvetik), teils einzelne hervorragende Ereignisse und Gestalten (Bruder Klaus, Zwingli) behandelt werden. Dazu kommen Neudrucke wichtiger Chroniken (Tschudi) und kritische Würdigungen führender Geschichtsschreiber (Johannes v. Müller, Jakob Burckhardt). Historische Erscheinungen wie das Reisläufertum und große Vertreter der Kultur- und Geistesgeschichte wie Paracelsus, Lavater, Pestalozzi sollen bei aller Knappheit der Behandlung scharf herausgearbeitet werden.

Aus der überaus reichhaltigen, fast unübersehbaren schweizerischen Volkskunde werden Einzelgebiete fest umrissen vorgeführt und insbesondere auch Sammlungen aus der so üppig blühenden Volkssage dargeboten werden.

Damit sind nur die Umrisse eines großen Planes angedeutet, dessen Durchführung mit aller Freiheit und unter bereitwilliger Anpassung an fruchtbare Anregungen und berechtigte Wünsche von Mitarbeitern und Lesern vor sich gehen soll.

Zunächst erscheinen im Juni 1922 in:

1) **Historische Volkslieder der deutschen Schweiz**, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Professor Dr. Otto von Greyerz (Bern).

2) **Salomon Geßners Dichtungen**, ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse (Montagnola, Tessin).

3) **Conrad Ferdinand Meyers Gedichte**, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Eduard Korrodi (Zürich).

4) **Adolf Frey, Lieder und Gesichte**, ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Gottfried Bohnenblust (Genf).

5) **Nietzsche und die Schweiz**, von Carl Albrecht Bernoulli (Basel).

6) **Zwei Novellen von Jakob Boßhart**, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hartwig Jeß (Leipzig).

Anschließen werden sich, z. T. noch im Laufe dieses Jahres, u. a. folgende Bände:

**Die Dichterschule von St. Gallen,** von Professor Dr. S. Singer (Bern), mit einem Beitrag St. Gallen in der Musikgeschichte, von Professor Dr. Peter Wagner (Freiburg i. d. Schweiz).

**Das geistige Bern im Wandel der Jahrhunderte,** von Dr. Hans Bloesch (Bern).

**Carl Spitteler,** von Professor Dr. Gottfried Bohnenblust (Genf).

**Richard Wagner und die Schweiz,** von Privat-Dozent Dr. Wilhelm Merian (Basel).

**Gottfried Kellers Gedichte,** ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Emil Sulger-Gebing (München).

**Heinrich Leutholds Gedichte,** ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Emil Sulger-Gebing (München).

**Das Berner Oberland in der deutschen Dichtung,** von Dr. Otto Zürcher (Baden).

**Albrecht v. Haller,** von Professor Dr. Harry Maync (Bern).

**Die schweizerische Landschaft in der deutschen Malerei,** von Professor Dr. Arthur Weese (Bern).

Niklaus Manuel, von Professor Dr. Ferdinand Vetter (Stein a. Rhein).

Das schweizerische Volksschauspiel, von Professor Dr. Julius Petersen (Berlin).

Klopstock und die Schweiz, von Professor Dr. Albert Koester (Leipzig).

Huldreich Zwingli, von Professor D. Walther Köhler (Zürich).

Walliser Sagen, von Dr. Johannes Jegerlehner (Bern).

Der Zürichsee in der deutschen Dichtung, von Professor Dr. Robert Faesi (Zürich).

Heinrich von Kleist und die Schweiz, von Professor Dr. Harry Maync (Bern).

Ihre Mitarbeit haben ferner Professor Dr. Heinrich Wölfflin (München), Professor Dr. Andreas Heusler (Basel), Professor Dr. Emil Ermatinger (Zürich) und andere Gelehrte zugesagt.

Bern, im Mai 1922
Der Herausgeber
Professor Dr. Harry Maync

Leipzig, im Mai 1922
Der Verlag
H. Haessel · Verlag · Leipzig

—

nand

Pro-

Dr.

ther

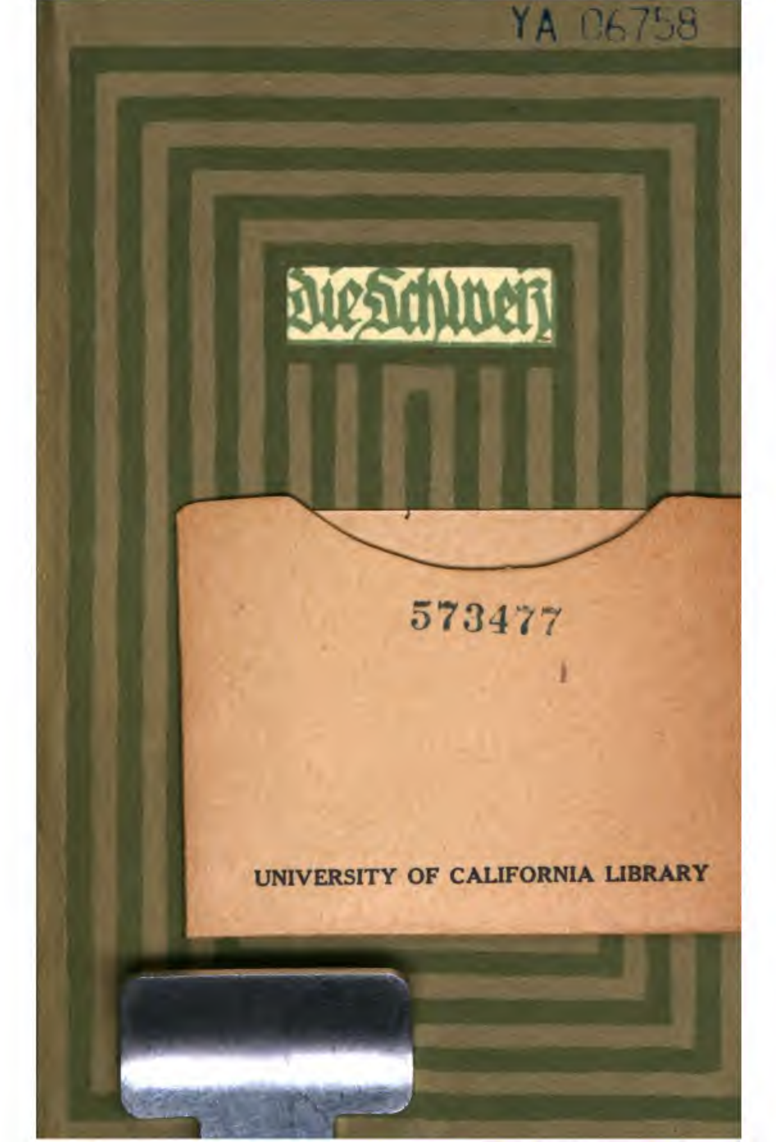
ger-

ng,

on

in-
as
ger


Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben



Die Schweiz

